

**Anzeige**

Nummer 24 – 16. Juni 2022 – 90. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

4 194407 006904 24

# DIE WELTWOCH



DER NEUE ALFA ROMEO TONALE HYBRID

JOIN THE TRIBE



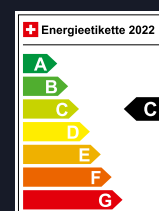
JOIN THE TRIBE



# DER NEUE ALFA ROMEO TONALE HYBRID LEBE UNVORHERSEHBAR

AB CHF 299.- PRO MONAT

Unverbindliches Berechnungsbeispiel der FCA Capital Suisse SA, Schlieren: Alfa Romeo Tonale Veloce 1.5i Hybrid, 160 PS, Energieverbrauch (Fahrbetrieb): 6.1 l/100 km, CO<sub>2</sub>-Emissionen (Fahrbetrieb): 148 g/km, CO<sub>2</sub>-Emissionen aus der Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 33 g/km, CO<sub>2</sub>-Zielwert 118 g/km, Energieeffizienz-Kategorie: C, Barzahlungspreis CHF 53 300.-. Leasingrate pro Monat CHF 299.-, 24,97% Sonderzahlung CHF 13 307.-, Laufzeit 48 Monate, max. Fahrleistung 10 000 km/Jahr, Restwert CHF 31 073.-, effektiver Jahreszins 3,9% mit obligatorischer Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Eine Leasingvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Irrtümer und Fehler sowie Bewilligung durch FCA Capital Suisse SA vorbehalten. Gültig bis auf Widerruf. Alle Beträge inkl. MWST. Unverbindliche Preisempfehlungen, Preisänderungen vorbehalten. Die angegebenen Energiewerte entsprechen den WLTP-Standards. CO<sub>2</sub>-Zielwert 115 g/km, Durchschnitt der CO<sub>2</sub>-Emissionen 149 g/km. Abgebildetes Modell: Alfa Romeo Tonale Veloce 1.5i 160 PS mit Sonderausstattung, CHF 58 500.-.



# DIE WELTWOCHEN



## **Das Nein in der Liebe**

Was Frauen meinen, wenn sie nicht ja sagen.

*Kathy Lette*

## **Freiheitsheld Boris Johnson**

Er hat die Briten besser verstanden als Brexit-Gegner wie ich. *Andrew Gimson*

## **Alain Bersets hohe Kunst der Selbstverteidigung**

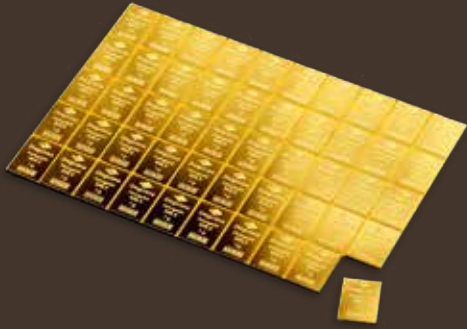
Wie sich der Bundesrat aus der Erpressungsaffäre schlängeln will.

*Christoph Mörgeli*

# Degussa



GOLD UND SILBER.



## DEGUSSA: DIE EINFACHSTE ART, IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen und Onlineshop unter:

[DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH](http://DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH)



### VERKAUFGSGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich  
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf  
Telefon: 022 908 14 00

### MITGLIEDSCHAFTEN:



ZÜRICH | GENF | FRANKFURT | MADRID | LONDON

## Ukraine-Flüchtlinge: Missstände beheben

**B**ald 60 000 Flüchtlinge und Kriegsvertriebene aus der Ukraine sind derzeit in der Schweiz. Das Bundesamt für Migration rechnet mit 120 000 Ukrainern bis September. Insgesamt sollen rund 6,5 Millionen Ukrainer ihr Land verlassen haben. Die Schweiz gewährt ihnen allen die volle Personenfreizügigkeit. Mehr noch: Im Unterschied zu den EU-Bewohnern dürfen Ukrainer in die Schweiz kommen, auch wenn sie keinen Arbeitsvertrag besitzen.

Die ukrainischen Flüchtlinge stossen auf einen Ozean lächelnder Willkommenskultur. Der Bund ist grosszügig. Die Leute wollen helfen. Tausende von Schweizer Familien haben sich bereit erklärt, Flüchtende aus der Ukraine aufzunehmen. Die Hilfsbereitschaft wird befeuert durch die allgemeine moralische Empörung über den russischen Aggressor. Politiker rühren die Solidaritätstrommel und missachten die Neutralität. Die Ukrainer werden gegenüber anderen Asylsuchenden bevorzugt.

Ich rede mit Martina Bircher, SVP-Migrationspezialistin, Mitglied des Nationalrats und ehemalige Gemeinderätin im wunderschönen Städtchen Aarburg. Dort machte sich Bircher als tatsachenkundige, unideologische Reformerin des Asyl- und Migrationswesens einen Namen über die Kantonsgrenzen hinaus. Im Bundeshaus behelligt sie die zuständigen Behörden mit brenzligen Fragen. Inzwischen ist sie ein wandelndes Lexikon an Fakten zu Asyl und Migration.

Bircher beobachtet in ihrer Wohngemeinde, dass rund 10 Prozent der Ukraine-Flüchtlinge mit Schutzstatus S gar nicht aus der Ukraine stammen, sondern aus Pakistan, dem Iran oder der Türkei. Es seien ausnahmslos junge Männer. Sie würden zwar über ausgedruckte Formulare verfügen, die sie in ukrainischen Ortschaften beheimaten, aber amtlich und auf ihre Echtheit überprüfbar seien die Unterlagen nicht. Bircher sagt: «Wir wissen nicht, ob sie wirklich in der Ukraine gelebt haben.»

Die ehemalige Lokalpolitikerin beobachtet Migrationsströme aus der Ukraine direkt ins

Schweizer Gesundheitswesen. Mit Schutzstatus S, der fast unbesehen verliehen werde, könne ein angeblich aus der Ukraine Geflüchteter sich gratis die Organe, auch die Zähne sanieren lassen. Ein «kaufähiges Gebiss» gehört gemäss Schweizer Recht zum Existenzminimum. Bei ärztlichen Behandlungen entfällt der Selbstbehalt. Der Status S garantiert Vollzugang zur staatlichen Schweizer Medizin zum Nulltarif.

Vermehrt seien Fälle zu beobachten, erzählt Bircher, dass Kranke aus der Ukraine in die Schweiz gebracht würden, weil sie hier teuerste Therapien bekämen, die es zu Hause gar nicht gebe. Flüchtlinge mit Schutzstatus S haben Anspruch auf den vollen medizinischen Leistungskatalog, ohne je einen Franken in die

*Ein sechzigjähriger Ukrainer, der vor drei Wochen in die Schweiz gekommen ist, kann ab sofort AHV beziehen.*

Krankenkassen einbezahlt zu haben. Das Angebot schafft sich die Nachfrage. Kriegsflucht und Wohlstandsmigration vermischen sich. Wo endet das eine? Wo beginnt das andere?

Dass etwas nicht mehr stimmt, merken inzwischen auch die Medien. Die *Sonntagszeitung* aus dem Hause Tamedia berichtete ausführlich über Missstände im Kanton Bern. Immer mehr Gastgeberfamilien geben die Ukraine-Flüchtlinge an die Behörden zurück. Man beklagt sich über «Unverträglichkeiten», überzogene Ansprüche («Schnädelfrässigkeit») und zu wenig Dankbarkeit. Schon gibt es Online-Sorgenplattformen, in denen sich frustrierte Flüchtlingshelfer austauschen.

Diese Woche musste Justizministerin Karin Keller-Sutter kritische Fragen des Parlaments beantworten. Zu reden gab vor allem eine Zahlenreihe. Insgesamt 1,5 Millionen Ukrainer sind bis jetzt nach Rumänien und Moldawien geflüchtet. In den beiden Ländern werden heute aber nur noch je 100 000 Ukrainer gezählt. Wo sind die restlichen 1,3 Millionen hin?

Bundesrätin Keller-Sutter musste zugeben, dass viele aus wirtschaftlichen Gründen in andere westliche Länder weitergezogen seien.

Die Migration aus der Ukraine wächst sich zum Fass ohne Boden aus. Grund ist der Krieg, aber längst nicht nur. Weite Teile der Ukraine sind gar kein Kriegsgebiet. Doch der westeuropäische Sozialstaat ist ein Menschenmagnet, und die Kühlschrantüren sind sperrangelweit offen. Längst benutzen nicht nur unmittelbar vom Krieg bedrohte Ukrainer die grosszügigen Angebote, sondern alle Ukrainer, von wo aus auch immer sie in die Schweiz gelangen.

Ein «krasses Problem» sei der Familiennachzug, sagt Martina Bircher. Dank dem Schutzstatus S darf ein Ukrainer, der in der Schweiz lebt, seine internationale Verwandtschaft hierherholen, also zum Beispiel den in den USA studierenden Sohn oder Neffen, die Tante aus Portugal und andere Verwandte, deren Migrationsgründe vielfältig sein können, aber mit Sicherheit und Kriegsflucht rein gar nichts mehr zu tun haben.

Schliesslich ist der Schutzstatus S ein Freibrief in die AHV. Ein sechzigjähriger Ukrainer, der vor drei Wochen in die Schweiz gekommen ist, kann ab sofort AHV beziehen. Der Schweizer Steuerzahler zahlt ihm laut Bircher fünf Jahre rückwirkend die AHV-Beiträge ein. Für Frauen gilt das Bezugsrecht ab 59 Jahren. Ob Ergänzungsleistungen (EL) dazukommen, ist in Abklärung. Staatenlose müssen für EL zehn Jahre in der Schweiz sein. Bei Ukrainern könnte es ab dem ersten Tag erlaubt werden.

Zu Beginn des Kriegs regierte in der Schweiz das Herz. Jetzt muss wieder der Verstand einkehren. Bei den Ukrainern zeichnet sich ein Asylchaos ab. Falsche Anreize schaffen falsche Zuwanderung. Rückführungskonzepte existieren nicht. Die Schweizer Politik hat sich mit Solidaritätsparenolen unter Druck gesetzt, Moral vor Recht auch hier. Jetzt muss man die Missstände aussprechen und beheben. Das ist im Interesse aller, denen die grosse Schweizer Asyltradition am Herzen liegt. R. K.

## Dante Alighieri, Beatrice Portinari und Kathy Lette, Michael Wolffsohn, Boris Johnson, Capucine

Der Präraffaelit Henry Holiday gehört zu den grossen Künstlern des 19. Jahrhunderts. Seine vielleicht bekannteste Arbeit ist das Gemälde «Dante und Beatrice» von 1883. Es zeigt eine Szene aus dem Florenz des 13. Jahrhunderts. Der Dichter Dante Alighieri schwärmt für Beatrice Portinari, will dies aber verbergen und gibt vor, sich für andere Frauen zu interessieren. Beatrice hat davon gehört. Als sich die beiden in der Stadt begegnen, würdigt sie den entflammten Dante keines Blickes. Stattdessen geht sie an der Seite ihrer Freundin Monna Vanna unbeirrt geradeaus, gefolgt von einer Dienerin. Holiday hat die Szene, die auf Dantes Jugendwerk «Vita nova» beruht, meisterhaft eingefangen. Es ist ein zeitloses Dokument über die Verständigungsprobleme von Mann und Frau in Fragen der Liebe. Heute beschäftigt das Thema auch die Politik. «Nein ist nein», dieser Grundsatz soll neu im Sexualstrafrecht gelten. Doch was sagt eine Frau, wenn sie nicht ja sagt? Bestsellerautorin Kathy Lette ist der Frage nachgegangen. **Seite 16**

Michael Wolffsohn gehört zu den originellsten Historikern Deutschlands. Weil Geschichte für ihn eine mehrdimensionale und vielschichtige Wissenschaft ist, kommt er immer wieder zu überraschenden und mitunter provozierenden



*Fragen der Liebe:* Beatrice (gelbes Kleid) und Dante.

Schlussfolgerungen. Wolffsohn schlägt zum Beispiel vor, den Konflikt in der Ukraine durch die Bildung von Kantonen zu lösen. Ähnliches schwebt ihm in einer weiteren Krisenregion vor: dem Nahen Osten. Langfristig zeigt er sich bezüglich der Zukunft der jüdischen Diaspora sehr pessimistisch. Antisemitismus von rechts paare sich mit einer Allianz linksliberaler Sozialisten und Islamisten. Das seien keine günstigen Rahmenbedingungen für eine jüdische Zukunft, auch im physischen Sinn, sagt Wolffsohn «ganz ohne Polemik». **Seite 44**

Mit zuverlässiger Regelmässigkeit wird das baldige Ende von Boris Johnson als briti-

schem Premier verkündet. Dabei übersehen seine Totengräber den Kern jener Magie, die den kauzigen Blondschoopf zum Mann des Volkes macht. «Johnson spricht die Leute an, gibt ihnen Hoffnung. Er macht Witze, die etwas Subversives haben», schreibt sein Biograf Andrew Gimson in seinem Essay für die *Weltwoche*. Johnson sei in gewisser Weise ein Anarchist. Das erfülle seine Kritiker mit Schaudern, doch für viele Briten sei Anarchie ein anderes Wort für Freiheit. **Seite 28**

«Wie kann man sich in einer so gefälligen, friedlichen Stadt das Leben nehmen?», fragte ein Schreiber der Lausanner Zeitung *Le Matin* vor 32

Jahren – nachdem sich Capucine, eine Französin, die einmal ein Star in Hollywood gewesen war, am Genfersee vom Dach des achtstöckigen Hauses, in dem sie lebte, gestürzt hatte. Capucine, bürgerlich Germaine Hélène Irène Lefebvre, Hollywoodstar der 1960er Jahre, wohnhaft in Lausanne später ... Nie gehört? Darin liegt wohl ein Teil der Antwort auf die Frage, weshalb sie ihr Leben beendete. Was unser Reporter Mark van Huisseling sonst noch von seiner Recherche aus der Romandie zurück nach Zürich brachte, lesen Sie in der vierten Geschichte seiner losen Serie «Glamorous Switzerland». **Seite 55–60**

*Ihre Weltwoche*

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Hornussergesellschaft Heimiswil-Berg BE

# Aus Liebe zum Dorf, wo lauter Schläger wohnen.

Schwirt der Nuss durch die Luft, braucht es Konzentration, gute Augen und eine sichere Hand, um ihn mit der Schindel zu stoppen. Diese Qualitäten gehören zur Schweizer Nationalsportart und werden bei der Hornussergesellschaft Heimiswil-Berg BE trainiert und gefördert. Als Verein gehört sie zum Dorfleben wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden. Diese bieten alles, was es für den täglichen Bedarf braucht. Immer in der Nähe, immer überschaubar und stets mit einer persönlichen Note, die zum Dorf passt.

**Volg**  
*frisch und fründlich*



Warum Boris Johnson nicht stürzt: Seite 28



Schönste Frau ihrer Zeit: Capucine. Seite 51



Durch die Wand: Alain Berset. Seite 10 und 24

## DIESE WOCHE

- 5 Editorial
- 6 Intern
- 10 Eilmeldung Bersets hohe Kunst der Selbstverteidigung
- 11 Peter Rothenbühler  
Liebe Delphine Klopfenstein Brogгинi
- 12 Tagebuch Václav Klaus
- 15 Bern Bundeshaus  
Klimapolitik an der Tankstelle
- 16 Das Nein in der Liebe Was Frauen meinen wenn sie nicht ja sagen
- 18 Erziehung der Gefühle
- 21 Personenkontrolle
- 21 News Vereinte Linke siegt gegen Macron
- 22 Mörgeli  
Rückkehr der Immer-Rechthaberin
- 22 Hungerkrise Afrikas Versäumnisse
- 23 Peter Bodenmann  
Swissgrid futsch und fertig
- 24 Impfstoffchaos, Personalfucht  
Tohuwabohu im Departement Berset
- 25 Inside Washington
- 26 Gerechtigkeit für Oligarchen  
Jagd auf russische Milliardäre
- 27 Granit Xhaka  
Skanderbeg aus Basel-St. Johann
- 28 Warum Boris Johnson nicht stürzt  
Das ewige Ende des britischen Premiers
- 29 News Gendern mit dem SRF
- 30 Heimatkunde für Anfänger  
Defizit bei Grünen-Chef Balthasar Glättli
- 31 Kurt W. Zimmermann  
Es drohen die Papiersäcke auszugehen
- 32 Wer wird Bundesrat?  
Parlamentarier bringen sich in Stellung

- 34 Schauprozess zu Washington  
Sturm aufs Kapitol
- 35 Herodot
- 36 Schöne neue Welt Hetzjagd auf die Politologin Ulrike Guérot
- 37 News Lindners Stochern im Nebel
- 38 Dmitri Medwedew Früchte des Zorns
- 39 Körzis Hollywood
- 40 Roscoe Tanner Das Tennis-Ass über Erfolg, Elend und Boris Becker
- 42 Lehrermangel ist hausgemacht  
Klagelied von den fehlenden Pädagogen
- 43 Schwindler Magellan  
Grösster Seefahrer aller Zeiten?
- 44 «Kantone Luhansk, Donbass und Krim wären die Lösung»  
Michael Wolffsohn plädiert für eine Helvetisierung der Ukraine
- 47 Anabel Schunke  
Antanzen auf Muslimisch
- 48 Weltoffenheit des Wortes  
Vom «groupthink» der Uni-Rektoren
- 49 Lyudmyla Denisova  
Fakten blieb sie schuldig
- 50 Freisinn's Fantasien  
Das neue Europa-Papier der FDP
- 51 Tamara Wernli  
Nicht «anti-woke», einfach toll
- 52 Leserbrief
- 53 Nachrufe Walter Reist, Sophie Freud
- 54 Beat Gygi  
Warum stirbt der Verbrenner so leise?

## LEADER: CAPUCINE

- 55 Wer erinnert sich an Capucine?  
Hollywoods unbekannter Superstar

## LITERATUR UND KUNST

- 61 Ikone der Woche
- 62 Herzogtum Burgund  
Das unbekannte tausendjährige Reich
- 64 Bücher der Woche
- 67 Die Bibel
- 68 Robert Fripp Von einem anderen Stern
- 70 Fernsehen
- 70 Serien «Tokyo Vice»
- 71 Alben für die Ewigkeit Oasis
- 72 Pop Cat Power: «Covers»
- 73 Klassik Lorenzo Viotti
- 73 Jazz Melody Gardot/Philippe Powell

## LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt
- 74 Unten durch
- 75 Frauen
- 76 Thiel Welttrettung
- 76 Häuser Google-Campus
- 77 Was macht eigentlich? Bernard Thurnheer
- 78 Essen / Wein
- 79 Auto
- 79 Objekt der Woche
- 80 Bei den Leuten  
Die Besten der Schweizer Hotelszene
- 82 Zeitzeichen
- 82 Fragen Sie Dania
- 83 Mittagessen mit ... Mathieu Jaton,  
Chef des Montreux Jazz Festival
- 84 Menschen von morgen Manuel Fröhlich
- 86 Das indiskrete Interview  
Nicola Steiner, Moderatorin





10 JAHRE  
TOYOTA  
GARANTIE

# TOYOTA bZ4X

100% elektrisch. 100% 4x4.



TOYOTA **bZ**

Service-aktivierte 10-Jahres-Garantie oder 160'000 km ab 1. Immatrikulation für alle Toyota Fahrzeuge (es gilt das zuerst Erreichte). Detaillierte Informationen finden Sie in den Garantiebestimmungen auf [toyota.ch](http://toyota.ch).

# Alain Bersets hohe Kunst der Selbstverteidigung

Der Bundesrat versucht sich aus der Erpressungsaffäre herauszuschlingeln. Er hat dafür fünf Abwehrwälle errichtet.

Christoph Mörgeli

Thomas Knellwolf vom *Tages-Anzeiger* wollte es ganz genau wissen: Gestützt auf das Öffentlichkeitsgesetz des Bundes (BGÖ), verlangte die Tamedia-Redaktion Einblick in die Unterlagen des Innendepartements von Alain Berset (SP). Und zwar im speziellen Zusammenhang mit dem Erpressungsversuch einer Ex-Geliebten des verheirateten Bundesrats. Besonders interessierte dabei der Einsatz von Departementsmitarbeitern im November 2019, um diese persönliche Affäre aus der Welt zu schaffen. Beispielsweise die Korrespondenz, die Bersets damaliger Generalsekretär Lukas Bruhin direkt mit der Erpresserin geführt hatte.

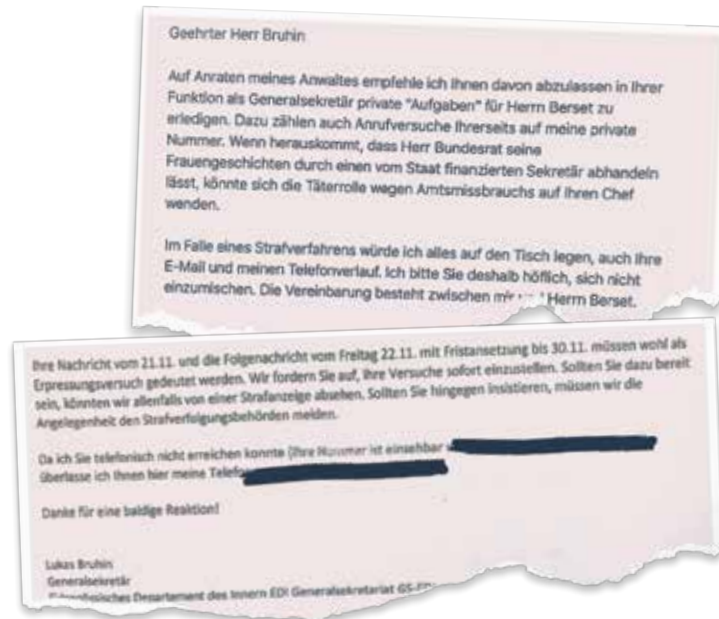
Als erste Verteidigungslinie liess Berset via seinen Rechtsdienst das Einsichtsgesuch rundweg ablehnen.

Denn das angeforderte Dokument sei Teil eines Strafverfahrens und darum gegenwärtig nicht einsehbar. Es handelte sich allerdings um eine glatte Unwahrheit, denn dieses Strafverfahren war schon vor Jahresfrist mittels Strafbefehl rechtskräftig abgeschlossen worden. Derart abgeblockt, suchte Tamedia hierauf die Unterstützung von Adrian Lobsiger, eidgenössischer Datenschutz- und Öffentlichkeitsbeauftragter, der in der Folge das Einsichtsrecht konsequent unterstützte.

## Parlament hinters Licht geführt

Bersets zweite Verteidigungslinie bestand darin, dass sein Departement vorschob, die Geschäftsprüfungskommission der eidgenössischen Räte würde sich ja mit dem Fall befassen und man solle deren Ergebnisse abwarten. Auch diese Schutzbehauptung widersprach laut dem Öffentlichkeitsbeauftragten Lobsiger dem Geist und den Buchstaben sowohl des Öffentlichkeits- wie auch des Parlamentsgesetzes.

Als demzufolge auch dieser Schutzwall zusammenbrach, errichtete das Departement Berset eiligst eine dritte Verteidigungslinie: Die fraglichen Mails zwischen Generalsekretär



## Weder glaubhaft noch akzeptabel:

Ausschnitte aus den «verschwundenen» Mails.

Bruhin und der früheren Affäre Bersets seien schlicht nicht mehr vorhanden, erklärte seine Chefjuristin Martina Degen an die Adresse von Tamedia und im Beisein von Lobsiger. Degens Erklärung ging laut *Tages-Anzeiger* dahin, Generalsekretär Bruhin habe den Bund verlassen und seine Mails seien gelöscht worden oder unauffindbar. Dies entspreche, schwindelte Bersets Departement, den «üblichen Standards» und den «gesetzlichen Vorschriften».

In Tat und Wahrheit gehört der Mailverkehr von Ex-Generalsekretär Bruhin per Gesetz dem Bund. Seine sämtlichen Daten befinden sich auf dem bundeseigenen Backup-Server, wo sie – sofern geschäftsrelevant – zehn Jahre lang aufbewahrt werden müssen. Seit den fraglichen Vorfällen sind noch nicht einmal drei Jahre vergangen. Und was sollte geschäftsrelevant sein, wenn nicht die Erpressung eines Bundesrats unter Einbezug der Bundesverwaltung und Einsatz eines siebenköpfigen Elitekommandos «Tigris» zwecks Verhaftung der früheren Geliebten?

Die Behauptung, diese Mails hätten sich in Luft aufgelöst, ist weder glaubhaft noch ak-

zeptabel. Darum errichtete Bersets Truppe flugs eine vierte Verteidigungslinie: Nach erneutem Nachfragen des Öffentlichkeitsbeauftragten Lobsiger stellte das Innendepartement weitere Informationen in Aussicht. Die Strategie heisst, unter allen Umständen auf Zeit zu spielen. Mit der schwachen Hoffnung, die hartnäckige Fragerei von Tamedia werde sich irgendwann erschöpfen.

## Im Dienst der Wahrheit

Hinter der dreistesten und fünften Verteidigungslinie verschanzt haben sich Berset und seine Berater, als sie die journalistischen Begehren nach Offenlegung und die Intervention des eidgenössischen Datenschutz- und

Öffentlichkeitsbeauftragten gegenüber der obersten parlamentarischen Aufsicht verschwiegen – nämlich gegenüber der untersuchenden Geschäftsprüfungskommission beider Kammern. Berset wollte also nicht nur

## Berset liess zentrale Sachverhalte gegenüber den National- und Ständeräten im Dunkeln.

bewusst das geltende Öffentlichkeitsgesetz umgehen, er hat auch zentrale Sachverhalte gegenüber den zuständigen National- und Ständeräten im Dunkeln gelassen.

Im Gegensatz zum angeblichen Verlust in der schier Unendlichkeit der Bundesverwaltung ist der Mailwechsel zwischen Generalsekretär Bruhin und der Ex-Geliebten von Bundesrat Alain Berset bei der *Weltwoche* noch wohlverwahrt archiviert. Die Mails seien hier im Dienst der Wahrheit und einer lautereren Geschichtsschreibung auszugsweise abgedruckt (siehe oben).

Mehr zum Thema: Seite 24

# Liebe Delphine Klopfenstein Broggini

Sie haben die Grüne Partei der Schweiz aus einer höchst peinlichen Situation gerettet. Der Beschluss der Genfer Grünen von Ende Mai, allen Gewählten der Partei den Fleischkonsum bei offiziellen Anlässen zu verbieten, ist am Samstag von der Generalversammlung hinter verschlossenen Türen – Medien ausgeschlossen (!) – umgestossen worden. Zuvor hatte es eine grosse Aufregung bei vernünftigen Grünen quer durch die Schweiz gegeben. Und eine präsidentiale Intervention von Balthasar Glättli: «Gahts no?»

Als Präsidentin der Genfer Grünen ist es Ihnen nun gelungen, die Ultras zur Raison zu bringen. Bravo. Sie haben mit Erfolg vermieden, dass das ganze Land wieder einmal über eine «Genferlei» lacht und viele Ihrer Mitglieder zu den Grünliberalen migrieren. Weil Ihnen die meisten Medienleute gutgesinnt sind, hat sich kein grösseres Medium über die vielen andern unsinnigen Postulate



*Ist das schon die Sommerhitze?*  
Grünen-Präsidentin Klopfenstein Broggini.

Ihrer Ultras mokiert. Dabei gäbe es noch viel zu schmunzeln: Neben dem nun umgestossenen Verzicht auf Fleisch und Eier in Schulen und Altersheimen steht auch die Forderung einer 32-Stunden-Woche im Programm sowie die Reduktion der Parkflächen um die Hälfte und die Reduktion der Wohnfläche pro Person (!).

Wie das bewerkstelligt werden soll, steht in den Sternen. Eines der seltsamsten Woke-Postulate schlägt dem Fass wirklich den Boden aus: Die Zucht von Rassehunden soll verboten werden, im Namen von Antirassismus. Ist das schon die Sommerhitze? Der Kanton soll auch auf die Anschaffung jeglicher Kleidungsstücke animalischer Herkunft verzichten.

Die Polizisten dürften sich darauf freuen, mit handgefertigten Holz-Clogs und gestricktem Pistolenfutteral aufs Motorrad zu steigen. Ei, wie gut, dass niemand weiss, dass die prominenteste französische grüne Ultra jeweils ein dickes Rindsfilet isst, wenn sie in Genf, unbeobachtet von ihren veganen Parteikameraden, die Freiheit genießt.

*Mit freundlichen Grüssen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Václav Klaus



Nach sieben Jahren war ich kürzlich wieder einmal in Istanbul. Dabei kam mir die Songzeile von Bob Dylan in den Sinn: «The times they are a-changin'»:

Die Welt war damals, im April 2015, eine andere. Sie befand sich noch ganz am Anfang einer neuen Welle der Massenmigration, die Europa und die Atmosphäre in der Europäischen Union radikal verändert hat. Als Transitland wurde die Türkei ungewollt zu einem wichtigen Teil davon. Diese Krise warf ernste Fragen auf über das Engagement der EU für eine Welt ohne Grenzen sowie über die Bedeutung des Multikulturalismus und des Nationalstaates.

Es war vor dem Brexit und seinem Angriff auf die a priori postulierten unbestreitbaren Vorteile einer «immer engeren Union» politisch und wirtschaftlich heterogener Länder.

Es war vor Trump und seinem Angriff auf die progressivistische Ideologie in den Vereinigten Staaten und anderswo.

Es war vor Covid und der Art und Weise, wie es die unverdiente und unhaltbare Leichtigkeit des Lebens (in Milan Kunderas Worten «die Leichtigkeit des Seins») im modernen Zeitalter entlarvte. Um genau zu sein, wurde die grundlegende Veränderung nicht durch Covid selbst verursacht, sondern durch das, was ich «Covidismus» nenne. Mit diesem Begriff bezeichne ich die Reaktion von Politikern, politischen Aktivisten und Bürokraten in internationalen Organisationen auf die Sars-CoV-2-Pandemie.

Als ich vor sieben Jahren letztmals in der Türkei war und auf dem Marmara-Forum sprach, sagte ich, dass «wir mit der Destabilisierung der Ukraine konfron-

tiert sind». Schon damals hatte ich das Gefühl, dass «wir durch die Ukraine-Krise gefährdet sind». Ich war überzeugt, dass «die Krise hausgemacht ist und durch das Versagen der Ukraine bei der erfolgreichen Umsetzung der notwendigen postkommunistischen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Transformation verursacht wurde». Ich sagte auch, dass «die innenpolitischen Probleme der Ukraine dazu missbraucht wurden, eine neue Welle der Konfrontation zwischen dem Westen und Russland auszulösen». Das war im April 2015. Wir sollten nicht so tun, als hätten die Probleme dort erst im Februar 2022 begonnen.

Es war angemessen, im April 2015 den Begriff «Konfrontation» zu verwenden. Jetzt ist es leider notwendig, von «Krieg» zu sprechen. Es ist ein tragischer und zerstörerischer Krieg. Er kostet Zehntausenden von Menschen das Leben. Er verursacht enorme materielle und finanzielle Kosten. Er macht die globalen Vereinbarungen der Nachkriegszeit zunichte. Er verändert die Atmosphäre in der ganzen Welt. Der heutige Aggressor ist Russland, daran besteht kein Zweifel.

Doch das ist noch nicht alles. Der fruchtbare Boden für einen tragischen Zusammenstoß ist seit langem im Entstehen begriffen, und der Rest der Welt hat in vielerlei Hinsicht daran mitgewirkt. Vor allem in unserem Teil der Welt ist es noch zu früh, um streng analytisch, ohne Emotionen und apriorische Annahmen darüber zu diskutieren.

Die Lösung wird nicht nur von den beiden kämpfenden Ländern kommen. Es ist die Aufgabe der internationalen Gemeinschaft, zur Beendigung des Krieges beizutragen, sich aktiv an der Vorbereitung sehr schwieriger Ver-

handlungen zu beteiligen und dabei zu helfen, zumindest die Umrisse einer machbaren Lösung zu entwerfen. Eine solche Lösung kann nicht darauf beruhen, den Krieg bis ins Unendliche zu verlängern oder bis zur völligen Zerstörung Russlands oder der Ukraine.

Ich habe weder den Ehrgeiz noch die politische Position, den Verhandlungsrahmen und die grundlegenden Aspekte eines Abkommens vorzuschlagen, das eine Lösung herbeiführen könnte. Aber ich bin davon überzeugt, dass die ernsthaften und sinnvollen Verhandlungen jetzt beginnen müssen. Gestern war es schon zu spät. Eine Lösung für diesen tragischen und entsetzlichen Krieg ist eine Voraussetzung für die Lösung anderer wichtiger globaler und regionaler Fragen.

Wir in der Tschechischen Republik und in ganz Mitteleuropa sind mit einer galoppierenden Inflation (zum Glück nicht so hoch wie in der Türkei), mit riesigen Haushaltsdefiziten und wachsender Verschuldung, mit zusammenbrechenden Energielieferungen, mit sinkendem Lebensstandard und mit der düsteren Aussicht auf eine bevorstehende Rezession konfrontiert. Zu unserem grossen Bedauern können wir von den Regierungen keine schnellen und angemessenen politischen Antworten erwarten. Das zu sagen, ist kein leerer Pessimismus meinerseits. Es ist die traurige Schlussfolgerung eines alten, nicht unbedingt klugen, aber immer noch analytisch denkenden Mannes.

Václav Klaus ist ehemaliger Staats- und Regierungspräsident der Tschechischen Republik.

# SAGER | BRUNNEN SKULPTUREN



# Best of Show Navarra



## DON PASCUAL TINTO NAVARRA

Es leuchtet Ihnen ein intensives Rubinrot mit violetten Reflexen entgegen. Das Bouquet ist komplex und begeistert mit fruchtigen Waldbeeren-, Kirschen- und Pflaumendüften, mit einem zarten Hauch Vanille vom Barriqueausbau und mit faszinierenden Gewürz- und Röstnoten. Prämiert wurde dieser Wein zu Recht mit GOLD - MUNDUS Vini und Best of Show Navarra.

Das Paket beinhaltet je 6 Flaschen à 75 cl  
Don Pascual Tinto Navarra 2019  
(regulärer Preis CHF 15.90).

Art.-Nr.: 045893024

NUR JETZT FÜR WELTWOCHEN-LESER

6 x DON PASCUAL  
TINTO NAVARRA



NUR **59.-** STATT CHF  
**95.40**

AKTIONSCODE: KCH21-0573

JETZT  
VERSANDKOSTENFREI  
BESTELLEN

Online:  
[weltwoche.schuler.ch](http://weltwoche.schuler.ch)

Telefon:  
041 819 33 33

DIE WELTWOCHEN

SCHULER

GUTE WEINE SEIT 1694



# Klimapolitik an der Tankstelle

Bürgerliche Ständeräte aus ländlichen Kantonen lassen ihre Wähler im Stich. Sie unternehmen nichts gegen die rasant steigenden Benzinpreise.

Wenn die EU-Staaten gegen Russland Sanktionen ergreifen, vollzieht die Schweiz sogleich eine Kehrtwende ihrer bisherigen Neutralitätspolitik und zieht mit. Wenn es um die Aufnahme von ukrainischen Flüchtlingen geht, sind wir solidarisch mit den EU-Staaten, obwohl einige dieser Länder nicht einmal annähernd so viele Kriegsvertriebene aufnehmen wie wir. Nur wenn es um Benzinpreissenkungen geht, ist die EU für uns plötzlich nicht mehr massgebend.

Das zeigte sich am Montag während der ausserordentlichen Session des Ständerates, in der es um die Treibstoffkosten ging. Verlangt hatte die Debatte die SVP, um über Entlastungspakete zu beraten – weil die Benzintarife explodieren. «Der Liter Bleifrei 95 stieg von 1.68 Franken (im Durchschnitt) auf 2.28 Franken», sagt SVP-Präsident Marco Chiesa. Die Sanktionen des Westens gegen Russland haben das Problem verschärft – zum Leidwesen vieler Eidgenossen, die unter den hohen Spritpreisen ächzen. Die Schweiz ist nicht bloss ein Volk von Bahnfahrern, wie die Linken glauben.

## Maurer am Analysieren

Wie wichtig das Auto hierzulande ist, zeigt die Statistik. Der Durchschnittsschweizer fährt pro Tag zwischen 37 und 40 Kilometer, fast gleich viel wie der Durchschnittsamerikaner. Jeder Rappen, den er jetzt für Benzin mehr ausgeben muss, fehlt an einer anderen Stelle im Haushaltsbudget. SVP-Präsident Chiesa, der aus einem Kanton stammt, in dem man ohne Privatfahrzeug fast aufgeschmissen ist, findet schon lange, dass die Politik die Benzinpreisentwicklung nicht ignorieren kann. «Viele Menschen, die auf ein Auto angewiesen sind, zahlen teilweise mehrere Hundert Franken mehr für ihre Mobilität. Das betrifft insbesondere Pendler, Familienhaushalte, die ländliche Bevölkerung und das Gewerbe», gab der Tessiner im Ständerat zu verstehen.

Chiesa sowie die SVP-Ständeräte Werner Salzmann (BE) und Hansjörg Knecht (AG) verlangten deshalb vom Bundesrat Entlastungspakete, auch mit dem Hinweis auf die EU-



Unverfroren: Ständerat Wicki (FDP).

Staaten, welche bereits Massnahmen ergriffen hätten.

Die Mehrheit des Ständerates lehnte aber alle Motionen ab. Selbst Finanzminister Ueli Maurer zeigte sich nicht begeistert von den Ideen seiner Parteikollegen. Er fand zwar, man müsse die Entwicklung im Auge behalten. Den Vergleich mit den umliegenden Ländern bezeichnete der Finanzminister als unstatthaft, weil hierzulande die Inflation nicht so hoch sei.

Maurer bezog sich dabei wohl auf Deutschland, wo die Inflation 8 Prozent beträgt. Frankreich

*Die Schweiz ist nicht bloss ein Volk von Bahnfahrern, wie die Linken glauben.*

hat ebenfalls die Steuern auf dem Benzinpreis zeitweilig ausgesetzt – aus Angst, dass man sonst wieder den Zorn der Gilets jaunes heraufbeschwören könnte wie nach der Treibstoffpreiserhöhung im Jahre 2018. Ähnliche Massnahmen hat man auch in Italien beschlossen – während Österreich und die Schweiz noch am Analysieren sind.

## Kalkül der Grünen

Diese Verbilligungsaktionen sind freilich nicht über jeden Zweifel erhaben. In Deutschland hat man die Erfahrung gemacht, dass die Mineral-

ölkonzerne die Preise erhöhten, kaum hatte der Staat das Benzin verbilligt. Deshalb verlangten Chiesa, Salzmann und Knecht auch nicht bloss eine Benzinpreisreduktion, sondern ein Entlastungspaket – zum Beispiel in Form eines befristeten höheren Steuerabzugs bei den Berufskosten. Parallel dazu brauchte es allerdings auch Sofortmassnahmen, welche bei den Verbrauchern ankommen. Was es nicht braucht, sind autofreie Sonntage, die nichts bringen. Das Problem ist, dass die hohen Treibstoffpreise Linken und Grünen, aber auch der politischen Mitte ganz gelegen kommen, um die Benzin-kutschen aus klimapolitischen Überlegungen von der Strasse zu drängen. Das hat zum Beispiel der Präsident der Grünen, Balthasar Glättli, schon durchblicken lassen.

Schwer nachvollziehbar ist, mit welcher Unverfrorenheit viele Ständeräte aus ländlichen Kantonen ihren auf das Auto angewiesenen Mitbürgern hohe Benzinpreise zumuten, indem sie gegen die Entlastungspakete stimmten. Bei der Mitte-Partei waren das Politiker wie Heidi Z'graggen (UR), Andrea Gmür-Schönenberger (LU), Othmar Reichmuth (SZ), Pirmin Bischof (SO), bei der FDP Josef Dittli (UR), Hans Wicki (NW) sowie Damian Müller (LU). Am 16. Juni diskutiert nun der Nationalrat über Treibstofftarife. Man darf nicht davon ausgehen, dass der Entscheid hier anders ausfallen wird.

# Das Nein in der Liebe

Was Frauen meinen, wenn sie nicht ja sagen.  
Eine Anleitung für Männer.

Kathy Lette



Gott war offenbar scherzhafter Stimmung: «Dante und Beatrice» von Henry Holiday (1883).

**F**rauen und Männer reden verschiedene Sprachen. Wir bräuchten eigentlich einen dieser kleinen Kopfhörer, wie es sie bei der Uno gibt, um zu entschlüsseln und zu übersetzen, was der andere meint.

Sagt beispielsweise eine Frau: «Alles bestens», dann ist dem bestimmt nicht so, und sie bräuchte eine Menge Schokolade, um diesen Zustand zu überwinden.

Sagt eine Frau: «Nur zu, tu, was du willst», dann bedeutet das: «Wenn du zu tun wagst, was du willst, dann spieße ich dich mit dieser Fonduegabel auf.»

Sagt eine Frau: «Wir müssen reden», dann bedeutet das, dass sie reden muss und Sie zuhören müssen.

## Gebrannte Kinder haben kurze Beine

Sagt eine Frau: «Hungrig? Nein, kein bisschen», dann bedeutet das: «Ich bin am Verhungern, und wenn du mich nicht gleich in ein Restaurant ausführst, dann nag' ich dir ein Bein ab.»

«Heiraten? Kinder? ... Daran habe ich noch nie gedacht», lässt sich entschlüsseln als: «Mein biologischer Wecker hat geklingelt,

ich hatte eben einen Eisprung, zieh dich also auf der Stelle aus, Alter.»

Die Kommunikation zwischen den Geschlechtern ist dermaßen miserabel geworden, dass in Schweden ein Paar einen Fragebogen ausfüllen muss, worin beide ausdrücklich erklären, dass sie in gegenseitigem Einverständnis Sex haben wollen. Jawoll. Bald wird man auch ein Curriculum Vitae, Bluttests und Stammbäume nachreichen müssen.

Diese Art bürokratischen Vorspiels hat nun auch die Schweiz erreicht. Neue, strengere Gesetze legen jetzt fest, dass, wenn eine Frau ver-

*Sagt eine Frau: «Wir müssen reden», dann bedeutet das, dass sie reden muss und Sie zuhören müssen.*

bal oder nonverbal zu verstehen gibt, dass sie mit einem Mann keinen Geschlechtsverkehr haben will, kein Geschlechtsverkehr stattfinden soll. Nein heisst nein.

Jeder anständige Mann weiss das und respektiert es. Doch ausserhalb des Schlafzimmers ist «nein» ein sehr vieldeutiges Wort. Sagt eine Frau beispielsweise: «Nein,

du brauchst mir nichts zu schenken zum Geburtstag», dann bedeutet dies insgeheim: «Ja, kauf mir ein Schmuckstück.»

Sagt eine Frau: «Nein, es ist alles in Ordnung», dann heisst das tatsächlich: «Nichts ist in Ordnung! Und weil du Doofmann das nicht gemerkt hast, sehen wir uns vor dem Scheidungsrichter wieder.»

Geht es darum, mit einem Mann eine Beziehung einzugehen, kann «nein» einfach bedeuten: «Ich traue keinem Mann. Du musst schon beweisen, dass es dir ernst ist.» Und wir haben gute Gründe, skeptisch und vorsichtig zu sein: Gebrannte Kinder haben kurze Beine.

Sagt eine Frau nicht ja, dann oft, weil sie befürchtet, dass Sie, mein Herr, in ihr nicht viel mehr sehen als etwas Überflüssiges, das lästigerweise an einem schönen Paar Brüste dranhängt. Oder weil sie befürchtet, Sie könnten verheiratet sein, Ihr Spiegel könnte mit Knutschflecken übersät sein oder Sie seien der Typ, der beim Orgasmus seinen eigenen Namen stöhnt.

Vielleicht befürchtet die Dame auch, Sie könnten es ähnlich gut mit ihr meinen wie ein Darmparasit. Oder dass Sie zur Gattung



der Raubtiere gehören, die meinen, nach erfolgter Vergewaltigung sei es mit einem «schönen Dank auch» getan. Doch auch wenn Sie kein Raubtier sind, sagt eine Frau nicht einfach nein, weil sie prüde wäre, sondern weil sie in der Liebeslotterie schlicht zu viele Nieten gezogen hat.

### George Clooney im Kopf

Die meisten Männer sind geschickt mit den Händen: Sie können in fünf Minuten mit einer Plastikflasche und einem Kleiderbügel einen Ersatzschwimmer für den Spülkasten des Klos basteln – doch den G-Punkt ertasten sie nie im Leben.

Was uns Frauen nicht in den Kopf will: Wie kann ein Mann genau berechnen, wie viele Liter Benzin er für wie viele Kilometer brauchen wird auf der fünfstündigen Fahrt durch Südfrankreich, und dann mühelos das pittoreske Fischerdörfchen finden, das auf keiner Landkarte eingezeichnet ist, doch wenn es darum geht, Ihre Klitoris zu lokalisieren, versteht er nur Bahnhof? Oder ist es ihm einfach wurst?

Weshalb sich so manche Frau sagt: Was soll ich mich mit einem schlechten Vögler abplagen, wenn ich nur zum Massagestab greifen und die Augen schliessen muss, und schon hab' ich's mit George Clooney zu tun?

Ja, ihre Nippel mögen noch so hoch aufgerichtet sein, dass sie damit den BBC World Service empfangen kann, doch das nützt nichts, weil sie zu oft verletzt, verraten und enttäuscht worden ist. Sie braucht Beweise dafür, dass Sie anders sind. Ist ein Typ wirklich verknallt, dann muss er das Objekt seiner Begierde davon überzeugen, dass es ihm trauen kann.

Wie alle grossen Schriftsteller von William Shakespeare bis John Donne gezeigt haben: Beharrlichkeit und Überzeugungskraft sind die besten Mittel, die einem glühend Verliebten zu Gebote stehen. Glaubt eine Frau nicht an Liebe auf den ersten Blick, dann sollten Sie vielleicht ein zweites Mal an ihr vorbeigehen.

### Suche nach dem G-Punkt

Doch um Missverständnisse zu vermeiden – und Zeit zu sparen –, möchte ich euch Typen ein paar Einblicke in die weibliche Psyche gewähren. Also, was wollen Frauen? Nichts Besonderes: gute Brustmuskulatur, Dokortitel, Knackarsch, eine nichtsexistische Einstellung, gebräunte Haut, belesener Penis, die Fähigkeit, etwas mit *mangetout* zu machen, Krokodile im Ringkampf zu bezwingen, an einer echten Beziehung interessiert zu sein, aber auch an Sex, der einer Frau das Knochenmark schmelzen lässt – das ist doch wirklich nicht zu viel verlangt von einem Milliardär.

Nein, eine Frau möchte einen Mann, der perfekt genug ist, um zu verstehen, warum sie es nicht ist. Sie möchte einen Mann, der wortgewandt ist. Oft hat sie das Gefühl, ihr Dünndarm sei mitteilungsfreudiger als ihr Lebenspartner. Wortspiele sind das beste Vorspiel. Nichts erregt eine Frau mehr als ein Mann mit einem pulsierenden Riesending – dem zwischen seinen Ohren.

Den Gesetzgebern schliesslich möchte ich vorschlagen, sich gelegentlich Shakespeares «Viel Lärm um nichts» anzutun: Was da an

*Glaubt eine Frau nicht an Liebe auf den ersten Blick, sollten Sie ein zweites Mal an ihr vorbeigehen.*

Spitzen und Witzen hin- und herfliegt zwischen Beatrice und Benedick, ist das reinste Wort-Wimbledon. Doch es ist nichts als ein Amuse-Bouche, das die Säfte anregen soll. Beide sagen nein, und beide meinen ja.

Doch wenn die Behörden darauf bestehen, dass Paare Einverständniserklärungen auszufüllen haben, dann spreche ich wohl für alle Frauen, wenn ich folgende Ergänzungen verlange: Könnten die Herren sich bitte auch einverstanden erklären, nicht mehr auf den Klorand zu pinkeln? Oder Luftgitarre zu spielen? Oder ihre Penisse mit Kosenamen zu versehen?

Schön wäre es auch, wenn sie es nicht als ihrer Männlichkeit abträglich empfänden, mal zu fragen, wo es langgeht – beim Autofahren in fremden Städten wie beim Suchen des G-Punkts. Wenn sie nicht glaubten, Kamasutra sei etwas, das man beim Take-away-Inde bestellen kann. Und wenn sie am Herd ein Soufflé herzaubern könnten: Wer glaubt, der Weg zum Herzen einer Frau führe durch den Magen, zielt keineswegs zu hoch.

### Männer, ergebt euch!

Gott war offenbar scherzhafter Stimmung, als er zwei Geschlechter schuf; und gern wird darauf herumgeritten, wie verschieden sie seien. Vergessen wir aber nicht, dass uns nur fünf Chromosomen voneinander unterscheiden. Der Kampf der Geschlechter tobt nun schon so lange, dass ein Waffenstillstand an der Zeit ist. Es muss nur noch ausgehandelt werden, zu welchen Bedingungen die Männer bereit sind, sich zu ergeben. Dazu könnt ihr doch nicht nein sagen, was, Jungs?

Aus dem australischen Englisch von **Thomas Bodmer**

**Kathy Lette** ist Autorin von vierzehn Bestseller-Romanen, die in siebzehn Sprachen übersetzt wurden. Sie stammt aus Australien und lebt mit Mann und zwei Kindern in England.

Jetzt testen.

Neue App,  
neue  
Website.



**DIE WELTWOCH**

Steigen Sie  
ein,  
fliegen Sie  
mit!

weltwoche.ch

# Schönheit des Schweizer Grases

Ein kleiner Ausblick auf den Anblick einer Schweizer Wiese in ein paar Jahrzehnten.



*Dort, wo die Bäume aufhören und der Fels beginnt.*

Unlängst war ich im Säuliamt, dieser einigermaßen grossartigen, feinhügeligen Landschaft mit ausladenden Tälern und einem wie wohlgesinnten Himmel darüber. Wir sassen in Hedingen, oben am Hang, tranken und assen, ab und an kam oder ging unten eine S-Bahn von oder nach Zürich, das ganz weit weg schien. Hin und wieder senkte sich der Blick ins Tal, wanderte die Hügel hinauf und verlor sich dann zuerst im Blau, später im Sternenhimmel.

Als die untergehende Sonne ihr Licht noch über die Matten streute, dachte ich, dass die Schweiz das satteste, das grünste, das wohlgeformteste und sauberste Gras der Welt besitzt. Woanders auf der Welt ist das Gras dünn und krumm, sieht verlottert aus, als ob es keine Lust hätte zu wachsen. Ich fragte mich, ob wir einfach das Gras haben, das wir verdienen, weil wir fleissig sind, sorgsam und so viel abbekommen haben vom Dünger, der Welten gedeihen lässt, oder ob das Gras gar nichts mit uns zu tun hat und einfach optimale Verhältnisse antrifft; dass es nicht so ist, dass jedes Land das Gras besitzt, das es verdient.

Auf dem Hügel gegenüber grasten Kühe, eine ganze Herde, vielleicht fünfzehn oder zwanzig Tiere, gut im Saft, wen wundert das, und ich dachte, dass das Gras, das sie wiederkäuen, wahrscheinlich immer noch gehaltvoller ist als ein noch nicht verspeistes anderswo. 1,5 Millionen Rinder leben in der Schweiz, die meisten, so hoffe ich zumindest, ernähren sich von Schweizer Gras und im Winter von Heu. Wahrscheinlich sind da

auch Rinder, die aus wirtschaftlichen Gründen nur Kraftfutter bekommen, aber es war leicht, all das in der Lieblichkeit und der heilen Welt Hedingens und des Moments auszublenden.

Nach dieser kleinen Ewigkeit in den Sphären helvetischer Anmut kam die Welt zurück, das Bewusstsein von ihr, das Wissen um die Endlichkeit ihrer Schönheit, deren Fragilität und Verwundbarkeit, und ich fragte mich, was ich, wenn ich die Möglichkeit hätte, in fünfzig Jahren nochmals hier zu sitzen und zu versinken in der Landschaft, sehen würde vor dem Hintergrund, wie die Welt sich dieser Tage gerade dreht.

Wahrscheinlich wäre das Gras weniger grün, weil die Hitze es ausgedorrt haben und der trockene Boden zu wenig Nährstoffe in sich tragen würde. Es wäre dann so, dass ich vermutlich schreiben würde, dass die Schweiz immerhin noch Gras hat, während es in anderen Ländern ganz verschwunden ist. Kühe wären keine mehr da, einmal, weil es zu wenig Gras gibt, dann, weil all die Matten zu Feldern geworden wären. Sie sähen nicht aus wie die Felder von heute, sondern eher wie solche, die man aus Oasen kennt, durchschnitten und umrandet von Bewässerungskanälen.

Auf den Landflächen, die einst den Kühen gehörten, würde Getreide wachsen, Weizen, Roggen, Gerste, damit wir uns selbst ernähren könnten, weil das System, dass einige Länder für alle Getreide anbauen, in den späten 2020er Jahren endgültig eingegangen ist und die Welt, zu-

mindest jene, die weit, weit hinter den Tälern und Hügeln von Hedingen liegt, eine geworden ist, deren Hunger unstillbar an ihr nagt.

Natürlich gäbe es noch Kühe, auf den Schweizer Hochplateaus, dort, wo die Bäume aufhören und der Fels und dünnes Gras und Moos und Flechten beginnen, dort, wo kein Getreide mehr die Kraft hätte, sich im Boden zu verwurzeln. Unten in den Tälern wären die Kühe in grossen Ställen untergebracht, die hermetisch versiegelt wären, damit die Produkte der Flatulenz, Methan in erster Linie, gefiltert werden könnten, bevor sie an die Luft abgegeben würden.

Wenn man dann durch die Schweiz führe mit einem Elektroauto und viel Zeit hätte, sich die Landschaft anzuschauen, weil ein Bordcomputer das Fahren erledigte, wäre man beim Anblick einer Kuh wohl so freudig erstaunt wie heute, wenn man morgens an einem Waldrand oder auf einer von Tau versilberten Wiese ein Reh erblickt.

Ich mag gar nicht darüber nachdenken, wie das wäre, eine Schweiz ohne ihr Premiumgras und ihre First-Class-Kühe. Nach einer Nacht in Hedingen bin ich frühmorgens zu den Kühen gefahren, die entspannt auf der Wiese standen oder noch lagen wie seit je und natürlich ahnungslos gegenüber dem drohenden Kollaps. Ich nahm mein Handy und schoss ein Foto von diesem Bild eines schweizerischen Idylls. Als Erinnerung, wie es einmal war.

Exklusiv für Weltwoche LeserInnen

Gutschein\*

Fr. 10.-

Ihre  
Gutschein-Nr.  
226211W

Gültig bis  
14.07.2022

\* Bitte die Gutschein-Nr. bei Ihrer Bestellung angeben.  
Natürlich können Sie Ihren Fr. 10.- Gutschein auch  
im Internet unter [www.proidee.ch](http://www.proidee.ch) einlösen. Eine  
Barauszahlung ist nicht möglich. Der Gutschein  
ist für das gesamte Sortiment gültig und einmalig  
einlösbar. Mindestbestellwert Fr. 100.-

# Pro·Idee

## Das Besondere. Das Beste. Und das oft Vermisste.

Schluss mit Sitzschmerz auf dem Fahrrad. Der luftgepolsterte Sattelüberzug dämpft den Druck und federt Stösse ab. Gr. S, die schmale Ausführung für Sportsättel, misst 16 x 29 cm. Gr. M, die breite Ausführung für Cityräder, misst 21 x 28 cm.

**SoftAirSeat Bike**  
S Best.-Nr: 233-290  
M Best.-Nr: 233-291  
Fr. 44.95



Dieses Polo pillt nie. Läuft nicht ein. Behält die Farbe. Kühlt und trocknet doppelt so schnell wie ein Baumwoll-Polo. 100 % Polyester

**Coolmax®-Kurzarm-Polo**  
Weiss z. B. Grösse 56 Best.-Nr: 319-835  
Fr. 99.95  
Weitere Grössen finden Sie in unserem Webshop



Eine bessere Sonnenbrille werden Sie kaum finden zum Biken, Skifahren, Skaten, Autofahren, ... Die entscheidenden Vorteile: Die neuen uvex Variomatic Scheiben passen sich selbsttönend allen Lichtverhältnissen an. Antifog- und Easy-to-clean-Beschichtung garantieren klare Sicht. Die verzerrungsfreien Gläser (Güteklasse 1) sind nahezu unzerbrechlich und blocken 100 % UV-Strahlen.

**uvex Variomatic-Sonnenbrille**  
Herren Best.-Nr: 200-730  
Damen Best.-Nr: 204-641  
Fr. 129.-

Trainieren mit Stil: 2-Kilo-Hantel für Designfans. Elegant aus Edelstahl und Rosenholz. Perfekt auch im Wohnraum und Büro.

**Design Hantel, 2 kg**  
Best.-Nr: 234-373  
Fr. 175.-



Weltneuheit: der erste kabellose Kopfhörer mit Solartechnologie. Lädt sich endlos selbst. Speichert Reserve-Energie für bis zu 80 Stunden Hörgenuss. Immer und überall.

**Urbanista Solar-Kopfhörer Sandgold**  
Best.-Nr: 234-359  
Fr. 249.-



Viele weitere exklusive Ideen  
finden Sie unter [www.proidee.ch](http://www.proidee.ch)

**Bestellen leicht gemacht**  
[www.proidee.ch/aktion-weltwoche](http://www.proidee.ch/aktion-weltwoche)  
Tel. +41 (0)71-274 66 17



## VIP-Arrangement «Valsana»-Hotel Arosa Zwischen Himmel, Bergen und Seen

Die schönste Terrasse mit atemberaubender Bergsicht liegt mitten in Arosa auf luftigen 1800 Metern über Meer. In alpiner Umgebung empfängt Sie das Hotel «Valsana» zur perfekten Auszeit mit seiner vielseitigen Küche, Raum für körperliches Wohlbefinden und allen Möglichkeiten, die einzigartige Natur aktiv und bewusst zu erleben.

Willkommen im 2017 neueröffneten «Valsana» Hotel Arosa! Modernste Architektur mit Holz und Stein prägen das Erscheinungsbild, das sich perfekt in die Kulisse einfügt. Auf der Sonnenterrasse geniessen Sie im Restaurant oder im grosszügigen Wellnessbereich den fantastischen Ausblick auf die umliegenden Berggipfel. Der 800 m<sup>2</sup> grosse «Valsana» Spa Arosa bietet einen Relaxpool, ein modernes Fitnessstudio, einen Yogaraum, ein Dampfbad und eine Saunawelt in Altholz.

Für das leibliche Wohl sorgt das Team von Küchenchef Tobias Fetz im Restaurant «Twist», dem gastfreundlichen Wohnzimmer von Arosa mit Terrasse, Lounge und Bar. Das «Valsana»-Food-Konzept bietet eine vielseitige Küche, die höchsten Genuss mit dem Anspruch an eine zeitgemässe Ernährung verbindet.

Als Luftkurort im Bündner Alpental Schanfigg blickt Arosa auf eine lange Tradition

zurück. Bis heute hat das einzigartige Hochgebirgsklima nichts von seiner wohltuenden Wirkung verloren. Mit dem höchstgelegenen Golfplatz Europas, spektakulären Wanderwegen und zahlreichen Badeseen lockt das Bündner Ferienparadies zu jeder Jahreszeit.

Haben Sie Lust, die zehn Arosa-Seen zu erwandern? Oder reizt Sie der bei Familien beliebte Eichhörnlweg, auf dem man die putzigen Kletterkünstler aus nächster Nähe beobachten kann? Sie haben die Wahl!

Inspiziert von der majestätischen Kulisse, haben wir für Sie mit «Moving Mountains» ein ganzheitliches Ferienerlebnis erschaffen, basierend auf fünf Säulen: Bewegung, Spiel, Ernährung, Erholung und Achtsamkeit.

Als unser Gast wählen Sie dabei ganz frei, welche dieser Elemente Sie für Ihr persönliches Wohlbefinden berücksichtigen möchten.

### Platin-Club-Spezialangebot

#### Leserangebot «Valsana»-Hotel Arosa

##### Spezialpreis:

Weltwoche-Abonnenten erhalten auf Anfrage eine Ermässigung von 10 Prozent auf den Aufenthalt.

Lifestyle-Doppelzimmer: ab Fr. 274.-  
Einzelbelegung: ab Fr. 217.-

##### Leistungen:

- 1x Willkommensgetränk pro Person
- 1 «Valsana»-Apfelleder-Notizbuch
- Freier Zugang zum «Valsana»-Spa Arosa

##### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 081 378 63 63 oder per E-Mail an [info@valsana.ch](mailto:info@valsana.ch).

##### Veranstalter:

Tschuggen Hotel Group, Zürich  
[www.moving-mountains.ch](http://www.moving-mountains.ch)  
[www.valsana.ch](http://www.valsana.ch)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

## PERSONENKONTROLLE

# Keller-Sutter, Bircher, Brenzikofer, Knie, Klopp, Frey, Roth, Assange, Albanese



*Doppelmoral:* Florence Brenzikofer.

**Karin Keller-Sutter**, Willkommensministerin, genügen die 55 000 Ukrainerinnen und Ukrainer, die bis heute in der Schweiz (angeblich) Zuflucht suchen, nicht. Als sie in der Fragestunde des Nationalrates von SVP-Nationalrätin **Martina Bircher** gefragt wurde, ob es nicht gescheiter wäre, Moldawien bei der Betreuung von Flüchtlingen aus der Ukraine vor Ort finanziell zu unterstützen, erklärte die FDP-Bundesrätin, die Schweiz gewähre Moldawien bereits humanitäre Hilfe. Und weiter: «Wir haben auch eingewilligt, 500 Personen zu übernehmen, um Moldawien zu entlasten.» Als ob wir nicht schon genug Kriegsvertriebene im Lande hätten, fliegen wir jetzt also auch noch Dutzende aus anderen europäischen Staaten ein. (*hmo*)

**Florence Brenzikofer**, Fussballerin, hat gemeinsam mit anderen Vertreterinnen des FC Helvetia einen Vorstoss eingebracht, damit der Bund die Kandidatur für die Frauenfussball-EM 2025 in der Schweiz unterstützt und wohl auch sponsort. Die Nationalrätin aus dem Baselland, seit Jahren eine begeisterte Fussballerin und Mitglied des Frauenteam FC Helvetia des Parlaments, ist Feuer und Flamme dafür. Dieser Enthusiasmus einer Grünen für einen Grossanlass ist etwas überraschend. Normalerweise stemmen sich Grüne und Linke mit klimapolitischen und moralischen Bedenken gegen alle Events einer gewissen Grösse. Noch gut in Erinnerung, mit welchem dreisten Forderungskatalog die Ökologen aufmarschierten, als die Schweiz 2008 mit Österreich Austragungsort der Männer-Fussball-EM war. Wenn es um Frauenfussball geht, scheinen alle Bedenken plötzlich wie weggeblasen. (*hmo*)

**Rolf Knie**, Immobilienmakler, hat seine Traumvilla mit 500 Quadratmeter Wohnfläche auf Mallorca verkauft – an Liverpool-Fussball-



*Adiós Mallorca:* Rolf Knie.

coach **Jürgen Klopp**. Der Künstler und ehemalige Zirkusclown: «Ja, ich habe mein Anwesen an Jürgen verkauft. Was für ein cooler Typ. Ich war schon immer Fan von ihm.» Bei der Villa handelt es sich um ein Grundstück im Finca-Stil mit schönem Berg- und Panoramablick im Südwesten der Insel. (*ah*)

**Bruno S. Frey**, Europameister, schwingt oben aus. Dieser Tage hat das Wissenschaftsportal *Research.com* die erste Ausgabe seiner Rangliste der Top-Wissenschaftler auf dem Gebiet Law and Political Science veröffentlicht. Diese Liste soll laut eigenen Angaben transparent machen, wer wie einflussreich ist und an der Front der Disziplin mitmischet. 60 Prozent der aufgeführten Spitzenleute stammen aus den USA, beim einen Prozent der Höchststrangierten gar neun von zehn. Und die Schweiz? Ist ganz weit vorn. Frey (Universität Basel und Crema) liegt weltweit auf Platz 5 und ist Nummer 1 in Europa. Ohne «Horizon», mit langer eigenständiger Arbeit. (*ah*)

**Claudia Roth**, bunter Vogel, hat keine Berührungängste. Bei ihrem Besuch in Odessa traf die deutsche Kulturministerin den Bürgermeister der ukrainischen Hafenstadt, Hennadij Truchanow. Der in mehreren Ländern steckbrieflich gesuchte Politiker begann seine Laufbahn als Chef einer brutalen Mafiabande. Das Gespräch verlief in freundlicher Atmosphäre. (*ky*)

**Julian Assange**, Leidensmann, schöpft Hoffnung. Der in britischer Haft von Auslieferung in die USA bedrohte Whistleblower hat im neuen Premierminister seiner australischen Heimat womöglich einen Verbündeten gefunden. **Anthony Albanese** hatte sich schon früher für eine Freilassung seines Landsmanns ausgesprochen: «Genug ist genug.» (*ky*)

## Vereinte Linke siegt gegen Macron

26,41 gegen 25,93 steht es zur Halbzeit. Es sind – in Prozenten – die Stimmenanteile der Wahlbündnisse «Nupes» (des Linksradikalen Jean-Luc Mélenchon) und «Ensemble» (Macrons Mitte). Der knappe Vorsprung Mélenchons ist für ihn ein grosser Sieg. Er hatte die Parlamentswahl zum Duell «Ich gegen Macron» hochstilisiert: indem er sich zum Kandidaten für das Amt des Premierministers erklärte.

Noch nie war ein französischer Präsident nach seiner Wahl so unbeliebt wie Macron 2022. Nie zuvor hat ein Politiker, der es nicht einmal in die Stichwahl schaffte, bei der Wahl des Parlaments die Hauptrolle gespielt. Mélenchon bestimmt die Dramaturgie und führt als Einziger eine dynamische Kampagne. Das sagen die Zahlen. Doch sie müssen im zweiten Wahlgang am Sonntag in Sitze verwandelt werden.

Gibt es für Macron eine relative oder eine absolute Mehrheit? Die absolute beginnt mit 289 (von 577) Abgeordneten. Die Meinungsforscher prophezeien Macron 275 bis 310 Sitze. Mélenchon: 180 bis 210. So will es das Wahlsystem, das Minderheiten diskriminiert und klare Mehrheiten schafft. Sicher scheint: Jean-Luc Mélenchon wird mindestens Oppositionsführer. Aber Premierminister? Das «Momentum» ist auf seiner Seite. Die Voraussetzung: Le-Pen-Wähler müssten sich für Mélenchons Kandidaten entscheiden. Übereinstimmungen gibt es durchaus.

Was die linken und der rechten Populisten vereint: die Kritik an der EU, der sie ein Europa der Vaterländer entgegenhalten. Den Willen zum Austritt aus der Nato. Deutschfeindlichkeit und Antiamerikanismus. Und: viel Verständnis für Putin. Was sie trennt: die Haltung gegenüber der Einwanderung und dem Islam. Mélenchon vertritt die Woke-Kultur: Islamlinke, LGBTQ+, Antirassismus. Marine Le Pen versteht sich als Bollwerk gegen die islamische Bedrohung.

Das sind ideologische Gefechte mit beschränktem Einfluss auf das Wahlverhalten der Unterschicht. Vor vierzig Jahren wählten die Arbeiter kommunistisch. Heute Le Pen. Wenn sie denn überhaupt wählen gehen. Unvorstellbar ist eine Rückkehr der Linken keineswegs: Die Lust am Königsmord, der Zorn auf Macron sind ungebrochen. In der Geschichte war die französische Linke nationaler und patriotischer als die Rechte. *Jürg Altwegg*

## MÖRGELI

### Rückkehr der Immer-Rechthaberin

Das Land hat sie wieder. Nach über drei Monaten ist SP-Nationalrätin Jacqueline Badran in den Alltag zurückgekehrt. Ihre Begründung für die Auszeit blieb nebelhaft. Aber Nebel ist immerhin sichtbare Luft. Jetzt wird Badran von der *Sonntagszeitung* als «Ausnahmepolitikerin» gefeiert. Ein Ehrentitel, den dieses Blatt bislang erst zwei älteren Herren verliehen hat: 2005 Silvio Berlusconi und 2017 Helmut Kohl.

«Jeder Ökonom weiss, dass Helikoptergeld immer noch am effizientesten ist», gibt Ausnahmepolitikerin Badran zum Besten. Darum will ihre SP pro Kopf 260 Franken verteilen. In Wahrheit weiss jeder Ökonom, dass Helikoptergeld am effizientesten für Inflation sorgt. Die Vermieter würden zu viele Milliarden einsacken, behauptet Badran. Tatsächlich wollen die Linken keinen Markt im Immobilienbereich zulassen. Obwohl gerade dank diesem die Bereitstellung von Wohnraum einigermaßen funktioniert.

Jacqueline Badran will zur Stützung der Kaufkraft die Krankenkassen staatlich verbilligen. Denn die Bürger können die von SP-Bundesrätin Ruth Dreifuss angerichtete Prämienkatastrophe nicht mehr bezahlen. Besser wäre es, den Menschen mehr Geld im Portemonnaie zu lassen. Indem der Staat weniger hemmungsloser hineingreift.

«Die SP bekommt eigentlich immer recht», bilanziert Badran. Meint sie etwa den SP-Vorschlag eines italienischen Schulflugzeugs statt des Kampffjets F-35, den jetzt alle Welt bestellt? Nein, Badran nennt unter anderem die Sozialversicherungen, den Uno-Beitritt oder die Energiewende. In Wirklichkeit bekommt die SP nicht recht. Aber immer wieder eine Mehrheit. Und zwar fürs zuverlässig Falsche – dank bürgerlicher Wackelparteien. Nämlich für die Massenzuwanderung aus der EU, unsichere Grenzen wegen Schengen, ein unbezahlbares Gesundheitssystem, Schuldenberge auf Kosten unserer Kinder, unverantwortbare Stromlücken, verletzte Neutralität im Uno-Sicherheitsrat. Letzten November haben die CH Media Badrans «Verstand» gelobt. Tatsächlich ist der Verstand einzigartig: Man kann ihn verlieren, ohne ihn je besessen zu haben.

Christoph Mörgeli

# Afrikas Versäumnisse

Russland und die Ukraine beschuldigen sich gegenseitig, für die Hunger-Krise in der Dritten Welt verantwortlich zu sein. Doch es gibt einen wichtigen Sünder, über den niemand spricht.

Pierre Heumann

**R**ussland habe die Versorgungssituation in Afrika verschlimmert, behaupten die Ukrainer: «Putin blockiert unsere Exporthäfen.»

Falsch, widersprechen die Russen. Solange die Ukraine die Minen vor ihren Häfen an der Schwarz-Meer-Küste nicht entferne, sei an die Ausfuhr von Getreide nicht zu denken.

Bei diesem verbalen Hickhack wird ein wichtiger Akteur vergessen: Afrika. Die Regierungen des Kontinentes, der mehr als 40 Prozent seines Weizenbedarfs aus Russland und der Ukraine bezieht, haben es versäumt, in ihren Ländern für eine Erhöhung der Getreideproduktion zu sorgen.

### Fehlender regionaler Handel

Der Präsident von Ghana, Nana Addo Dankwa Akufo-Addo, forderte deshalb Mitte Mai die Verantwortlichen auf, die Autarkie zu

### Mehr Lebensmittel-Autarkie haben sich Afrikaner seit mehr als einem Jahrzehnt vorgenommen.

erhöhen und sich von der Abhängigkeit ausländischer Nahrungsmittel-Importe zu lösen.

Mehr Lebensmittel-Autarkie haben sich Afrikaner seit mehr als einem Jahrzehnt vorgenommen. Aber es blieb bei Absichtserklärungen, denen keine Taten folgten.

Afrikanische Staatschefs beschlossen zum Beispiel im Sommer 2008 an einer internationalen Konferenz, die landwirtschaftliche Produktivität zu erhöhen. Die Landwirtschaft sei der «Schlüssel für die Fähigkeit Afrikas, sich allein zu ernähren,» sagten sie.

Der Kontinent hat allerdings das Ziel verfehlt, bei der Nahrungsmittelversorgung unabhängiger zu werden. Schlüssel zur erhöhten Autarkie könnte der regionale Handel sein, meint jetzt Akufo-Addo.

Der Austausch afrikanischer Staaten untereinander habe vor sieben Jahren lediglich

Tel Aviv

16 Prozent betragen (neuere Zahlen nannte er nicht), während der interkontinentale Handel anderer Kontinente mindestens das Dreifache betrage.

Afrika, sagte er damit implizit, sei an der Verschärfung der Krise nicht ganz unschuldig.

### Produktion statt Importe

Alle Schocks, die der Süden infolge der russischen Invasion in der Ukraine erlebe, wären weniger spürbar, wenn Afrika seinen Schwerpunkt früher auf die Produktion, die Produktivität und den Handel innerhalb des Kontinents gelegt hätte, statt von Importen und der Entwicklungshilfe abhängig zu bleiben.

Liebe ist...



... einfach alles gemeinsam machen zu wollen.

# Swissgrid futsch und fertig

CEO Yves Zumwald verirrt sich im Wald. Brauchen wir Roger Nordmann als Strom-General?



Die Grande-Dixence ist mit 400 Kubikmetern gestautem Wasser die mit Abstand grösste Speicher-Badewanne der Schweiz. Jetzt ist sie – wegen der Gletscherschmelze – in der Regel bereits im August platschvoll. Und die Besitzer müssen das Wasser wohl oder übel im falschen Moment turbinieren.

Um dies künftig zu verhindern, möchten die Herren der Dixence ob Zermatt einen neuen, mit der Dixence verbundenen Stausee mit einem Fassungsvermögen von 150 Millionen Kubikmetern bauen. An einem Ort, den man praktisch von nirgends einsehen kann. Dagegen laufen Kurt Fluri und Raimund Rodewald Sturm. Warum, ist seit der letzten *Weltwoche* klar: Die Stiftung für Landschaftsschutz ist mit ihrem Präsidenten das bisher wirksamste U-Boot der Atomindustrie. Neu kämpft das Duo Kurt Fluri und Hans-Ulrich Bigler gegen die Wasserkraft und gegen die Solarenergie in den Alpen. Die Masken sind gefallen und die Fronten klar.

Lange Zeit war auch Roger Nordmann gegen bifaziale Freiflächenanlagen in den Alpen. Jetzt fordert die SP-Fraktion in einem Papier, das Nordmann verfasst hat, dass der Bund ab 2023 im Eilverfahren alpine Solaranlagen mit einer Leistung von 3000 Megawatt bewilligen soll. Dies entspricht der Leistung von drei Atomkraftwerken. Eilverfahren bedeutet: Entschieden wird innerhalb von sechs Monaten. Chapeau! Ab und zu geschehen auch in Bern Wunder.

2021 forderte der Walliser Ständerat Beat Rieder – mit Unterstützung seines Parteipräsidenten – den Bau einer Strom-Neat durch die Schweiz. Dies, nachdem Gerhard Pfister das

sehr gute Rahmenabkommen mit abgeschlossen hatte. Der seither dauervermisste Drahtzieher Fredy Gantner lässt grüssen.

Wenn diese Strom-Neat etwas bringen soll, muss sie Bickigen mit Chippis und Chippis mit Pallanzeno verbinden. Dies mittels unterirdischer Mikrotunnels, in die Gleichstromleitungen verlegt werden können. Warum das?

*Generäle müssen, wenn sich die Ausgangslage verändert, blitzschnell ihre Strategie ändern.*

Weil das Wallis heute die mit Abstand grösste Wasser-Strom-Lunge der Schweiz ist. Weil es nächstens das grösste Solar-Kraftwerk der Schweiz sein wird. Swissgrid hockt heute gleich mehrfach in der Falle:

**Falle 1** — Swissgrid kann mit dem bestehenden Netz die heute im Wallis produzierte Energie nicht abführen. Deshalb darf das 1 Milliarde Franken (!) teure Pumpspeicherwerk Nant de Drance oft nur mit Teillast laufen. Wenn die Solaranlagen dazukommen, bricht alles zusammen.

**Falle 2** — Swissgrid möchte die genutzte Leistung der heutigen Gemmi-Freileitung von 220 kV auf 380 kV erhöhen. Geht nicht, weil vielerorts die gesetzlich vorgeschriebenen Abstände nicht eingehalten werden können. Niemand will zu hoher Strahlung ausgesetzt werden.

**Falle 3** — Die geplante Freileitung zwischen Chippis und Mörel bringt – wenn sie denn gebaut würde – nichts. Warum? Die Simplonleitung ist überlastet. Genau wie die Gotthard-

leitungen ab Airolo. Eine Sackgasse, ein *cul-de-sac*, wie die Welschen sagen.

**Falle 4** — Und jetzt gibt das Bundesamt für Energie zum Dessert jenen, die gegen die Leitung zwischen Chippis und Turtmann ausgesprochen haben, teilweise recht: Swissgrid muss neu auch Mikrotunnel-Lösungen studieren. – Was tun?

Technisch gilt: Überall auf der Welt, überall in Europa werden neue Höchstspannungsgleichstromleitungen zunehmend in den Boden verlegt. Gleichstromleitungen weisen weniger Verlust auf als die heutigen Wechselstromleitungen. Mit Mikrotunnels wird zudem die Strecke zwischen Bickigen und Chippis zwölf Kilometer kürzer. Spart noch einmal Strom, der immer knapper und teurer wird.

Rechtlich gilt: Wir brauchen ein dringliches Bundesgesetz, damit die schwäbischen Bohrmaschinen von Herrenknecht bereits 2023 auffahren können. Einsprachen gegen Arbeitsvergaben dürfen nicht zu Bauverzögerungen führen, sondern müssen auf dem Zivilweg in Franken geregelt werden.

Politisch gilt: Die orientierungslose SVP fordert einen Strom-General. Generäle müssen, wenn sich die Ausgangslage verändert, blitzschnell ihre Strategie ändern. So wie dies Roger Nordmann nachweislich bereits einmal gemacht hat. Pierre-Yves Maillard müsste zusammen mit Simonetta Sommaruga und Christoph Blocher seinen Parteifreund neu zum Energie-General Nordmann machen. Er soll zeigen, was er kann.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Tohuwabohu im Departement Berset

Geschäftsprüfung, Impfstoffchaos, Personalflucht:  
Im Umfeld des Gesundheitsministers geht's drunter und drüber.

Hubert Mooser

Bern

Die Affäre wurde von der *Weltwoche* aufgedeckt und warf hohe Wellen. Bundesrat Alain Berset soll im Spätherbst 2019 über Wochen einen erheblichen Aufwand betrieben und sogar seine wichtigsten Mitarbeiter im Departement eingespannt haben, um den Erpressungsversuch einer früheren Geliebten zuerst gütlich beizulegen und dann zu verzögern und zu vertuschen. Der Höhepunkt war die Verhaftung der Geliebten durch eine Truppe der Polizeielitetruppe «Tigris». In der Folge beauftragte das Parlament die Geschäftsprüfungskommissionen (GPK) beider Räte mit einer Reihe von Untersuchungen und Abklärungen der Ereignisse.

## Eine Art Persilschein

Der Auftrag lautete: die Verhältnismässigkeit des «Tigris»-Einsatzes gegen Bersets Ex-Geliebte unter die Lupe nehmen und abklären, ob Berset zur Bewältigung dieser Liaison missbräuchlich Bundesmittel eingesetzt hatte. Nun hat die GPK dem Gesundheitsminister eine Art Persilschein ausgestellt, jedenfalls für den amtlichen Teil der Affäre. So schreibt das Gremium, dass die Bundesanwaltschaft (BA) Bundesrat Alain Berset keine Vorzugsbehandlung gewährt und die Bundeskriminalpolizei (BKP) keinen unverhältnismässigen Polizeieinsatz durchgeführt habe.

Auch sei der Einsatz von Stabsmitarbeitern (Generalsekretär Lukas Bruhin Informationschef Peter Lauener) durch Berset zur Abwehr des Erpressungsversuchs geringfügig, der Sache angemessen gewesen. Das Gremium untersuchte auch die Wochenendausflüge Bersets zu seiner Geliebten in den Schwarzwald, da die Rückfahrt in der Dienstlimousine erfolgte. Laut GPK war die Benützung des Dienstfahrzeugs für die Rückreise legal. Mutmassungen, Berset könnte die Hotelrechnung zu Lasten des Bundes beglichen haben, hätten sich als unbegründet erwiesen. Die einzige Kritik der GPK richtet sich gegen die Bundesanwaltschaft, weil diese die Aufsichtsbehörde über das Verfahren nicht vorinformiert hatte.



*Der Glanz ist verflogen:* Bundesrat Berset.

Wer den Bericht durchliest, hat allerdings nicht den Eindruck, dass die Untersuchungskommissionen tief gegraben haben. Dem widerspricht Ständerat Daniel Fässler (Mitte), der sich auf die Abklärungen über den Einsatz von Bundesmitteln bei der Abwehr des Erpressungsversuches konzentrierte. «Wenn aufgrund des seitenmässig knappen Berichtes der Eindruck entstanden ist, wir hätten nicht gründlich untersucht, ist das falsch», sagt der Innerrhoder. «Wir haben Auskünfte eingeholt, Strafakten konsultiert und eine Reihe von Anhörungen durchgeführt.»

Für den Präsidenten der Gesamt-GPK Ständerat, Matthias Michel (FDP) aus Zug, waren diese Abklärungen für die Schweizer Institutionen von grosser Bedeutung. «Es waren doch einige Bereiche betroffen oder involviert, zum Beispiel Bundesanwaltschaft, Polizei sowie zwei Mitarbeiter des EDI.» Darum sei es – angesichts der doch erheblichen Vorwürfe – unerlässlich gewesen, dass die GPK ge-

nauer hinschaute, ob Bundesanwaltschaft und Polizei ihre Arbeit korrekt verrichtet hatten, auch wenn es dabei um die Privatangelegenheit eines hohen Magistraten ging, so Michel.

Ob dies tatsächlich das Ende dieser Geschichte ist, wird sich zeigen. Kurz bevor die GPK nämlich ihren Bericht veröffentlichte, wurde bekannt, dass Bersets Departement eine Reihe von heiklen E-Mails vernichtet hatte. Das Image des SP-Bundesrats bröckelt aber auch so schon. Die Zeiten sind vorbei, da sich sogar seine politischen Gegner in den Zeitungen lobend über ihn äusserten. Auch der Glanz als Corona-Krisenmanager ist verflogen – zu viel ist schiefgelaufen.

## Beinahe-Aufstand im Parlament

Es wäre unfair, zu behaupten, er habe als Gesundheits- und Sozialminister bisher nichts zustande gebracht. Aber Berset weiss selber nur zu gut, dass der Chef des Innendepartements (EDI) daran gemessen wird, ob es ihm



gelingt, in den zentralen Dossiers Rentenreform und Gesundheitspolitik Wegmarken einzuschlagen. Hier hat Berset nicht viel vorzuweisen. Hinzu kommt: Gibt es ein Departement, das mehr Untersuchungen am Hals hat als dasjenige von Berset?

Es ist erst ein paar Tage her, da gab es im Parlament fast einen Aufstand, weil während der Budgetdebatte im Ständerat herauskam, dass Bersets Bundesamt für Gesundheit (BAG)

*Vielleicht sind es jetzt sogar für Feuerwehrmann Lauener ein paar Brände zu viel geworden.*

bei der Impfstoffbeschaffung schludrig gearbeitet hatte. Zuerst ging es um die gewaltige Menge bestellter Impfdosen für 2022, nämlich insgesamt 33 Millionen – obwohl das Amt in diesem Jahr bereits 600 000 abgelaufene Impfstoffdosen hatte entsorgen müssen.

### Erst ausgebootet, dann kaltgestellt

Dann stellte sich heraus, dass sich das BAG bei einzelnen Deals über die Budgethoheit des Parlaments hinweggesetzt hatte. Berset leitete eine Administrativuntersuchung ein. Parallel dazu mussten sein Stab und die BAG-Impfstoffbeschaffer über die Pflingstage, statt ins verlängerte Wochenende zu fahren, nochmals über die Verträge. Nach Pflingsten liess Berset in einer Pressemitteilung verkünden, man habe sich verrechnet. Für die Impfstoffbeschaffung brauche es als Nachtragskredit nicht 314 Millionen Franken, sondern bloss 234,4 Millionen Franken, also achtzig Millionen weniger.

Davor hatte eine andere GPK-Subkommission das Krisenmanagement des Bundes während der ersten Pandemienomate ein Stück weit auseinandergenommen. Ihr Bericht dokumentiert, wie Bersets Prätorianergarde im Departement und im BAG das Pandemie-management an sich gerissen habe. Alle wichtigen und richtungsweisenden Beschlüsse und Anträge wurden von einer BAG-internen Task-Force und von Berset selber vorbereitet und entschieden. Dabei sah die Krisenorganisation des Bundes nicht vor, dass ein «Fach-Krisenstab» wie die BAG-Task-Force eine derart gewichtige Rolle einnimmt. Der Bundesstab Bevölkerungsschutz und der Krisenstab des Bundesrats Corona, die von Gesetzes wegen das Krisenmanagement hätten übernehmen sollen, wurden durch die Berset-Mannschaft faktisch erst ausgebootet, dann kaltgestellt.

Dass Berset in den Medien gut wegkam, egal, was er sich gerade leistete, ist das Verdienst seines Informationschefs Peter Lauener, der einen engen Kontakt zu Medienleuten pflegte. Es gab auch immer wieder Gerüchte und Spekulationen darüber, dass der frühere Gewerkschafter und Journalist der Strippenzieher

war bei einer ganzen Reihe von Indiskretionen während der Corona-Krise. Vor allem, weil sein Dienstherr häufig davon profitierte. Beweise für solche Vermutungen gibt es freilich keine. Die Bundesanwaltschaft hat in Zusammenhang mit vorzeitigem Bekanntwerden von Corona-Massnahmen zwar zwei Strafverfahren gegen unbekannt wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses eröffnet. Sie hat diese jedoch inzwischen sistiert, weil die Täterschaft trotz Untersuchung nicht ermittelt werden konnte, erklärte ein BA-Sprecher auf Anfrage.

In Zukunft wird Berset ohne seinen Spindoktor auskommen müssen. Informationschef Peter Lauener schlich sich vor ein paar Tagen still und leise davon. Das EDI verbreitete eine knappe Meldung dazu, die aber mehr Fragen aufwirft, als Antworten zu geben. Lauener ging Knall auf Fall und war seither für Journalisten nicht mehr erreichbar. Das ist seltsam. Allerdings wechseln bei Berset die Spitzenbeamten ihren Job fast wie Wanderarbeiter. Von der Regierungsmannschaft, mit der er vor zehn Jahren angetreten ist, sind nicht mehr viele im Amt.

### Abgang des letzten Mohikaners

Als Erstem aus Bersets Prätorianergarde wurde es dem früheren SP-Generalsekretär Thomas Christen, der als persönlicher Mitarbeiter Bersets wirkte, im Umfeld seines Dienstherrn zu stressig. Er liess sich 2017 ins Bundesamt für Gesundheit versetzen, wo er inzwischen den Bereich Kranken- und Unfallversicherung leitet. Zwei Jahre später ging Informationschefin Nicole Lamon. Während der Pandemie 2020 wurde bekannt, dass auch Generalsekretär Lukas Bruhin den Hut nimmt. Er leitet seit dem 1. Juli 2020 den Institutsrat der Arzneimittelbehörde Swissmedic.

Mit Lauener verlässt nun gewissermassen der letzte Mohikaner aus Bersets erster Führungsequipe das Schiff. Mit ihm verliert Berset eine Schlüsselperson, die jeden Flächenbrand im Umfeld des SP-Bundesrats sofort zu löschen vermochte. Vielleicht sind es jetzt sogar für einen erfahrenen Feuerwehrmann wie Lauener ein paar Brände zu viel geworden.



## INSIDE WASHINGTON

### Neue Karawane im Anmarsch

Es ist wieder so weit. Eine riesige Karawane von Zuwanderern ist unterwegs zur Südgrenze der USA. Die Gruppe begann ihre Reise Richtung Norden letzte Woche, und ihre Zahl ist bereits auf 10 000 angewachsen.

Anders als bei früheren Wellen unter der Trump-Regierung hat die mexikanische Regierung den Migranten aus dem Ausland freundlicherweise temporäre Visa ausgestellt, so dass sie das Land, ohne von den mexikanischen Behörden behelligt zu werden, ganz legal durchqueren können. US-Behörden haben allein im April 234 000 Versuche, die Grenze illegal zu überqueren, registriert. Es ist zu erwarten, dass diese Zahl von Sommer bis Herbst in die Höhe schiessen wird.

Bei einem Gipfeltreffen der amerikanischen Staaten letzte Woche verriet Präsident Joe Biden, wie er die Sache anpacken will. Die Regierung hat versprochen, dreimal so vielen Migranten wie bisher Asyl in den USA zu gewähren sowie mehr temporäre Arbeitsbewilligungen für Migranten aus Zentralamerika und Haiti auszustellen. Zwar beteuert die Regierung, gegen offene Grenzen zu sein, doch Krish O'Mara Vignarajah, die Präsidentin der Flüchtlingshilfsorganisation Lutheran Immigration and Refugee Service, sagte gegenüber *The Daily Beast*, die Regierung sei dafür zu loben, dass «sie mehr Ressourcen für die Grenzen sprechen und die Kapazität von Aufnahmezentren vergrössern will».

Ein in Mexiko lebender haitianischer Pastor wiederum erklärte Fox News, sein Unterstützungszentrum in der Nähe der Grenze sei von Tausenden haitianischer Einwanderer überrannt worden, die ihr Glück versuchen wollen. Für sie bedeutet Bidens Gewurstel vor allem eines: grünes Licht.

Amy Holmes

# Gerechtigkeit für Oligarchen

Politiker rufen auf zur Jagd auf russische Milliardäre, als ob diese vogelfrei wären. Gesetze und Eigentumsrechte gelten nicht mehr viel.

David Zollinger

Im Jurastudium lernt man, dass staatliche Eingriffe einer gesetzlichen Grundlage bedürfen und dabei zweckmässig und in ihrer Anwendung verhältnismässig sein müssen. Die Pandemie hat gezeigt, dass trotzdem immer mehr Stimmen den Rechtsstaat dann ausser Kraft setzen wollen, wenn es den eigenen politischen Zielen dient. Dazu gehören auch gelehrte Häupter: Am 19. Mai 2022 veröffentlichten drei Schweizer Politikwissenschaftler in der FAZ einen Beitrag. Für den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete in der Ukraine schlugen sie vor, die russischen Oligarchen zur kriminellen Organisation zu erklären und ihre aufgrund der Sanktionen gesperrten Gelder, gestützt auf Artikel 72 StGB (Strafgesetzbuch), einzuziehen.

Praktisch gleichzeitig lancierten Politiker im Parlament einen Vorstoss mit vergleichbarem Inhalt. Offenbar kennt Not kein Gebot und rechtfertigen aussergewöhnliche Zeiten auch aussergewöhnliche Mittel. Das verdient eine Betrachtung im Detail.

Eine «kriminelle Organisation» verfolgt gemäss StGB «den Zweck, Gewaltverbrechen zu begehen oder sich mit verbrecherischen Mitteln zu bereichern». So weit, so gut, könnte man da sagen, wenn Oligarchen sich kriminell bereichern, dann ist der Delikterlös einziehungsfähig. Mittlerweile sind vom Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) über tausend Personen und knapp hundert Unternehmen auf die Ukraine-Sanktionsliste gesetzt worden. Mutmasslich dürfte der grösste Teil davon aber legalen Geschäften nachgegangen sein. Einziehung, gestützt auf das Strafrecht, kommt also bei den meisten nicht in Frage – weil keine Norm des Schweizer Strafrechts verletzt ist.

## Angriff auf Eigentumsrechte

Den Kniff, das Regime eines missliebigen ausländischen Potentaten zur «kriminellen Organisation» zu erklären, hatte der Bund vor gut zwanzig Jahren beim abgesetzten nigerianischen Präsidenten Sani Abacha angewandt und damit die Rechtshilfe der Schweiz mit Nigeria gerechtfertigt. Wie beim «Potentatengel-

der-Gesetz» (SRVG) bestand aber die Absicht ausschliesslich darin, nach einem Wechsel des ausländischen Regimes die in der Schweiz gesperrten Gelder des Präsidentenclans wieder ins Herkunftsland zurückzusenden. Von Oligarchengeldern und einer Überweisung in ein Nachbarland war dagegen nie die Rede.

Artikel 26 der Bundesverfassung gewährleistet das Eigentum. Ohne gesetzliche Grundlage und ohne verhältnismässiges Vorgehen kann nach Schweizer Recht niemand in seinen Eigentumsrechten eingeschränkt werden. Entgegen einer weitverbreiteten Annahme muss sich selbst der Bundesrat beim Erlass von Not-

## Gesetze haben nicht nur für die Dummen, der Rechtsstaat hat nicht nur bei schönem Wetter Gültigkeit.

recht an die Verfassung halten und kann ohne genügende gesetzliche Grundlage nur befristete Verordnungen erlassen. Da eine Enteignung im Embargogesetz (noch) nicht vorgesehen ist, würde sich an der Lage auch dann nichts ändern, wenn die EU entsprechende

Massnahmen beschlösse – die Eigentums-garantie der Bundesverfassung würde dies verhindern.

## Sanktionen auf wackligem Grund

Die offenen Fragen beginnen aber nicht erst bei der Einziehung, sondern bereits bei der Beschlagnahme von Oligarchengeldern. Letztlich ist nicht klar und nachvollziehbar, warum gewisse Personen und Unternehmen auf der Sanktionsliste landen und andere nicht. Selbst die nicht für eine besonders kapitalismusfreundliche Haltung bekannte Fachzeitschrift *Plädoyer* fragt sich in ihrer aktuellen Ausgabe, auf welche konkreten Kriterien sich denn der Bundesrat bei der gezielten Sanktionierung von Personen, Unternehmen oder Organisationen stütze und wie denn die – von der Bundesverfassung verlangte – Verhältnismässigkeit beim Vorgehen gewährleistet werden könne. Offenbar konnten die Bundesbehörden trotz mehrfacher Nachfrage keine befriedigende Antwort geben.

Da es sich bei Sanktionen um politische und grundsätzlich auf Zeit angelegte Beugemassnahmen handelt, liegt es auf der Hand, dass juristische Gegenwehr eher stiefmütterlich behandelt wird. Sanktionierte Personen müssen beim Seco einen Streichungsantrag stellen, über den dann mittels beschwerdefähiger Verfügung entschieden wird. Nachdem an der Basis eine politische Beurteilung über die Nähe der sanktionierten Person zum russischen Regime liegt, darf man spekulieren, wie die Gerichte dieser Einschätzung juristisch begegnen.

Gesetze haben nicht nur für die Dummen, der Rechtsstaat hat nicht nur bei schönem Wetter Gültigkeit. Auch wenn es politisch verlockend sein mag, sollten die Parlamentarier nicht zur Verlunderung der Rechtsstaatlichkeit beitragen. Es braucht nicht viel, und man steht plötzlich auf der anderen politischen Seite. Dann ist man dankbar, wenn die Normen für alle dieselbe Gültigkeit haben, unabhängig von der politischen Tagesbefindlichkeit.



David Zollinger ist ehemaliger Staatsanwalt und heute als Rechtsanwalt tätig.

# Skanderbeg aus Basel-St. Johann

Granit Xhaka ist ein Kämpfer, ein geborener Anführer.

Lange war der Nati-Captain unantastbar. Jetzt gibt's erstmals Fragezeichen.

Max Kern

**W**er ist dieser Granit Xhaka, 29, der sich nach der 1:2-Pleite in der Nations League in Tschechien dreistete, das System von Nati-Coach Murat Yakin in Frage zu stellen?

Auf viele Zuschauer wirkt er arrogant. Die Urteile sind längst gemacht, genährt durch die Doppeladler-Affäre an der WM 2018, ein «Fuck off!» als Captain von Arsenal zu den eigenen Fans, eine Tattoo-Stecherei zur Unzeit, blond gefärbte Haare während der EM 2021 und Grätschen mit roten Karten als Folge.

In den entscheidenden Spielen der Qualifikation für die WM 2022 in Katar fehlte der Captain zweimal gegen Europameister Italien. Der Tenor vieler Stammtischexperten: Es geht auch ohne Xhaka!

Die Kritiker stützen sich auf die nackten Zahlen: Die Schweiz schlitterte seit der Rückkehr des mittlerweile 104-fachen Internationalen in eine Krise – in den ersten fünf Spielen mit Xhaka gab's nur ein Pünktchen. Immerhin folgte nun ein Lichtblick: 1:0 gegen Portugal (ohne Superstar Cristiano Ronaldo).

Ist Xhaka wirklich ein arroganter Schnösel? Wer ihn näher kennt, weiss: Nein! Doch er ist ein Alphatier wie Yakin. Und der hatte in seiner Trainerkarriere nie Angst, Konflikte mit starken Persönlichkeiten auszutragen. Das birgt immer die Gefahr einer Explosion.

## Furchtloser Krieger

Xhaka ist ein Kämpfer, ein geborener Anführer, aufgewachsen im Basler Ausländerquartier St. Johann («Santihans») als Sohn einer kosovarisch-albanischen Flüchtlingsfamilie. Der Nationalheld der elterlichen Heimat heisst Georg Kastrioti (1405–1468), genannt Skanderbeg, ein furchtloser Krieger. Und furchtlos ist auch der Fussballer Granit Xhaka.

Bereits mit vier Jahren trainierte er bei Concordia Basel. Mit elf wechselte er zum FC Basel. Ein Jahr später stand er mit seinem Team gegen Sevilla in Paris im Final des Danone Nations Cups, des grössten Junioren-Fussballturniers der Welt. Der auffälligste Spieler des FCB? Xhaka als interner Torschützenkönig.



«Dann muss ich meinen Job machen»:  
Alphatier Xhaka.

Kein Wunder, posaunte der mittlerweile Sechzehnjährige vor der U-17-WM 2009 ganz unschweizerisch: «Ich habe Kleider bis zum Final eingepackt. Ich will Weltmeister werden!» Er wurde es.

Sein Debüt bei den FCB-Profis gab Xhaka mit siebzehn in der Champions-League-Quali und steuerte gleich ein Tor bei. Mit achtzehn spielte er unter Coach Ottmar Hitzfeld im Wembley

## Ist Xhaka wirklich ein arroganter Schnösel? Wer ihn näher kennt, weiss: Nein!

erstmal für die A-Nati. Mit neunzehn wechselte er für 8,5 Millionen Euro Ablöse zu Borussia Mönchengladbach, später für 45 Millionen Euro zu Arsenal London – bis heute die höchste Summe, die je für einen Schweizer Fussballer bezahlt worden ist.

Unter Hitzfeld und dessen Nachfolger Vladimir Petkovic war Xhaka in der Nati gesetzt. Jetzt gibt's erstmals Fragezeichen. Yakin stellte

in Tschechien auf ein 4-4-2 um, ein System, das Xhaka nicht behagt. Er sagte danach: «Die Trainer, die mich und mein Spiel kennen, wissen, dass meine Position tiefer ist.» Der *Blick* titelte: «Xhaka kritisiert Yakin-Taktik».

Nach dem 0:4 gegen Portugal wurde Xhaka gefragt, ob's Wirbel um seine Position gegeben habe. Xhaka verdrehte die Augen, antwortete: «Das geht mir langsam auf die Eier. Diejenigen, die es gehört haben, wissen genau, dass ich nicht über Taktik geredet habe. Yakin ist der Chef, er ist der Trainer, er entscheidet, wo alle Spieler spielen. Er hat mich nur gefragt, wo ich am liebsten spiele. Ich habe gesagt, ich spiele am liebsten mit einer Doppelsechs. Und wenn ich weiter vorne spielen muss, dann muss ich meinen Job machen.»

Merke: Yakin hat den ersten Machtkampf gewonnen. Er stellte den Captain auf einer Position auf, die diesem nicht behagt. Xhaka redete später seine kritischen Aussagen klein, signalisierte klar, dass er Yakin als Chef akzeptiere.

## Hält der Burgfrieden?

Vor dem 1:0-Erfolg gegen Portugal traten die beiden Alphatiere zu zweit vor die Medien. Yakin: «Wir sind zwei starke Charakterköpfe. Da wird von aussen versucht, einen Keil zwischen uns zu treiben. Das akzeptieren wir nicht.» Xhaka: «Ich habe nur eine Frage beantwortet nach dem Tschechien-Spiel. Ob das richtig war, ist eine andere Geschichte. Für mich war das kein Angriff auf den Trainer.»

Hält der Burgfrieden? Als Luzern-Trainer scheute sich Yakin nicht, Bruder Hakan vor versammelter Mannschaft zu kritisieren und ihn zur zweitklassigen AC Bellinzona abzuschicken. Das weiss auch der furchtlose Xhaka.

Krieger Skanderbeg, der vom Islam zum Katholizismus konvertierte, soll 3000 Türken eigenhändig getötet haben – was für den türkischstämmigen Yakin nicht einmal eine Fussnote wert sein dürfte: Der Nati-Coach ist ein völlig apolitischer Erdenbürger.

Max Kern war Chefreporter Fussball beim *Blick* und begleitet die Nationalmannschaft seit 36 Jahren.

# Warum Boris Johnson nicht stürzt

Mit zuverlässiger Regelmässigkeit wird das Ende von Boris Johnson als Premier verkündet. Dabei übersehen die Kritiker den Kern jener Magie, die ihn zum Mann des Volkes macht.

Andrew Gimson

**D**ie Gegner von Boris Johnson haben immer wieder den Fehler gemacht, seine Karriere für beendet zu erklären. Eines Tages wird das natürlich passieren – jede Karriere geht einmal zu Ende. Und zu Recht weisen sie darauf hin, dass Johnson gravierende Schwächen hat. Diese Schwächen machen sie aber so wütend, dass sie seine Stärken nicht mehr sehen. Wenn man nur läse, was seine Kritiker sagen, wären seine Erfolge kaum zu verstehen. Man müsste sich fragen, wie die Wähler einem solchen Lügner, einem solchen Halunken jemals vertrauen konnten. Die Briten müssen entweder dumm oder denkfaul sein. Dieser traurige Schluss drängt sich auf, wenn man nur die abfälligen Kommentare seiner Kritiker liest.

## Der riskantere Weg

Es gibt aber noch eine dritte Möglichkeit, nämlich die, dass die Wähler durchaus positive Seiten an Boris Johnson sehen. Sie würden keineswegs behaupten, dass er vollkommen ist, aber sie ziehen ihn vielen anderen Vertretern der politischen Klasse vor. Es gibt diese Karrieristen, die es in der Politik zu etwas bringen, indem sie nie etwas Denkwürdiges sagen, nie gegen die Parteihierarchie rebellieren, jeden modischen Firlefanz mitmachen und jeden Hauch von Risiko, Gefahr oder Originalität meiden.

Ein solcher Politiker ist Boris Johnson erkennbar nicht. Er hat manchmal (um nicht zu sagen oft) den Mut, sein eigenes Ding durchzuziehen und Risiken einzugehen. Die Wähler

*Johnson spricht die Leute an, macht Witze, die etwas Subversives haben. Er hat eine anarchische Ader.*

honorierten Mut. Vor dem EU-Referendum 2016 hätte er dem damaligen Premierminister David Cameron loyal zur Seite stehen oder es zumindest versuchen können. Er hätte sich für einen Verbleib des Vereinigten Königreichs in der EU engagieren können und wäre von

London

Cameron mit einem wichtigen Kabinettsposten belohnt worden, wenn er den Remainern zum Sieg verholfen hätte.

Doch Johnson entschied sich für den riskanteren Weg und kämpfte für den Brexit. Freiheit ist gefährlich. Die *Financial Times*, der Britische Arbeitgeberverband, die Universitäten, ein Grossteil der Londoner Finanzwelt und die meisten Staatsbediensteten waren gegen einen Brexit und warnten, dass ein Austritt aus der EU zu einem wirtschaftlichen Niedergang führen würde. Grossbritannien würde sofort in einer spürbaren Rezession versinken, das ganze Land verarmen.

Johnson war der prominenteste Politiker, der dieser verbreiteten Sichtweise widersprach. Seine Haltung könnte ausschlaggebend gewesen sein, denn die Briten stimmten nur mit 52 zu 48 Prozent für einen Austritt aus der EU. Seit Generationen vernachlässigte Wähler schlugen die Warnungen der *Financial Times* in den Wind und betrachteten Boris Johnson als ihren Helden. Für seine Kritiker ist das unverzeihlich. Sie sehen sich selbst als die wahren Anwälte des Volkes. Das Problem ist nur, dass sie sich nicht bemühen, mit dem Volk zu reden oder sich die Sorgen der Menschen anzuhören. Sie ähneln den Liberalen von 1848, die der russische Philosoph Alexander Herzen in seiner Schrift «Vom anderen Ufer» nach den gescheiterten Revolutionen in jenem Jahr so brillant verspottete:

«Der Liberalismus wollte lieber ein Volk erdichten als das wahre Volk studieren, aus Liebe hat er ebenso viel übers Volk gelogen, als man früher aus Hass log. Er schuf sich also sein Volk a priori, konstruierte es nach den Reminiszenzen aus dem Gelesenen, zog ihm die römische Toga und Hirtenkostüme an, die er



Nur ein anderes Wort für Freiheit: Premier Johnson.

aus einem corps de ballet genommen hatte. Ans wirkliche Volk dachten die Liberalen wenig, es lebte, arbeitete, litt überall vor ihren Augen. [...] Die Liberalen lebten ewig in grossen Städten und in kleinen Kreisen, Menschen der Journale, der Bücher, der Clubs, haben sie nie die Volksmassen gekannt.»

## Auf der Seite der Arbeiter

Johnson weiss, wie das Volk tickt, auch wenn er in einer anderen Welt gross geworden ist. Er ist (wie 20 von 55 britischen Premierministern) in Eton zur Schule gegangen und hat am Balliol College der Universität Oxford studiert, das vier Premierminister hervorgebracht hat.

Für die linksliberalen Intellektuellen stand deshalb fest, dass er keinen Bezug zum Volk hat, dass er nur für die Privilegierten sprechen kann, während sie selbst auf der Seite der Arbeiter stehen.

Das Gegenteil erwies sich als zutreffend. Die Linksliberalen interessierten sich nicht für die Arbeiter, verachteten sie sogar, glaubten aber, ihnen vorschreiben zu können, was sie denken sollen. Die Arbeiter wurden aufgefordert, für einen Verbleib Britanniens in der EU zu stimmen, und wenn sie einwandten, dass sie wegen der Personenfreizügigkeit im EU-Binnenmarkt mit Lohndumping rechnen müssten, beschimpfte man sie als Rassisten.



Die Linksliberalen schwangen die Moralkeule, um andere Menschen dazu zu bringen, ihren Standpunkt zu übernehmen.

Johnson wehrte sich gegen diese Einschüchterungsversuche. Er erklärte, dass wahre Freiheit darin liege, für den Brexit zu stimmen, damit das Parlament, gewählt von britischen Wählern, endlich seine eigenen Gesetze machen könne, die von britischen Gerichten durchgesetzt würden. Ich sollte am Rande vielleicht darauf hinweisen, dass ich aus diversen Gründen, die darzulegen hier nicht der Platz ist, für einen Verbleib in der EU gestimmt habe, in der Annahme, dass eine Mehrheit meiner Landsleute so denkt wie ich.

Ich habe mich geirrt. Johnson hat die Nation besser verstanden als ich und besser auch als die Linksliberalen. Das können sie ihm nicht verzeihen. Seit er im Sommer 2019 mit dem bald eingelösten Versprechen, den «Brexit umzusetzen», Premierminister wurde, sind sie bestrebt, ihn aus dem Amt zu jagen, vorzugsweise ohne offizielle Parlamentswahlen, bei denen sich abermals erweisen könnte, dass die Arbeiter sich nichts vorschreiben lassen.

### Lockdown-Partys

Der Skandal um die Partys im Regierungsviertel während des Lockdowns war für die Linksliberalen natürlich ein gefundenes Fressen. Jeder Tugendbold im Land zog über Johnson her, der strenge Lockdown-Regeln verhängt hatte, die von seinen eigenen Mitarbeitern aber missachtet wurden, er hatte sogar Prosecco mit ihnen getrunken und mehrere unzutreffende Darstellungen der Vorgänge geliefert. Unmöglich! Unmoralisch! Er muss zurücktreten!

Am Abend des 6. Juni 2022 dachten auch 148 Abgeordnete der Konservativen Partei so, 41 Prozent der Fraktion sprachen Johnson das Misstrauen aus. Nicht nur die linksliberalen Intellektuellen fanden Johnsons Verhalten inakzeptabel, auch viele seiner engsten Kollegen und zahlreiche konservative Wähler waren entsetzt. Das war zweifellos eine herbe Klatsche für Johnson, und über kurz oder lang könnte er sich gezwungen sehen zurückzutreten. Mit seinem laxen Verhalten während der Pandemie hat er viele Menschen, die bislang auf seiner Seite waren, vor den Kopf gestossen.

Gegenwärtig liegen die Tories in Umfragen zwar hinter Labour, doch das ist in der Mitte einer Legislaturperiode ganz normal, und der Abstand ist auch nicht so gross, dass ein Aufschwung unmöglich wäre. Wenn die nächsten Wahlen anstehen (spätestens im Dezember 2024 muss gewählt werden), könnte sich die Nation für Johnson und gegen die Moralisten entscheiden, die ihn so lautstark verurteilen. Denn Johnson spricht die Leute an, gibt ihnen Hoffnung. Er macht Witze, die etwas Subversives haben.

Johnson hat eine anarchische Ader. Das finden die linksliberalen Tugendapostel natürlich schockierend. Aus ihrer Sicht ist in der Politik kein Platz für Gelächter. Und auch für Anarchie haben sie nichts übrig. Sie verstehen nicht, dass (jedenfalls für einen Teil der Nation) die Anarchie, die sie mit Schaudern erfüllt, nur ein anderes Wort für Freiheit ist.

Andrew Gimson ist Autor der Biografie «Boris. The Making of a Prime Minister» (2016). Im September erscheint sein neues Buch: «Boris Johnson. Portrait of a Troublemaker at Number 10».

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Täter und Helferinnen: SRF-Chefin Wappler.

## Gendern mit dem Schweizer Fernsehen

Immer mehr Kinder werden Opfer von Misshandlungen. Verantwortlich dafür sind laut einem Beitrag auf srf.ch zu 75 Prozent «Täter aus dem Familienkreis». Täterinnen gibt es offenbar nicht.

Die US-Autorin Robin DiAngelo schreibt über Rassismus. In der Buchbesprechung auf srf.ch ist nur die Rede von Rassisten. Rassistinnen gibt es offenbar nicht.

Beim Sturm aufs Kapitol in Washington waren laut einem Bericht auf srf.ch gemäss Dokumenten der Justiz einige Angreifer bereit, zu töten. Angreiferinnen gab es offenbar nicht.

Die publizistischen Leitlinien von SRF umfassen rund 150 Seiten. Zwei davon sind dem Thema «Genderneutral und diskriminierungsfrei berichten» gewidmet.

«Wir vermeiden in der Regel das generische Maskulinum», heisst es dort. Stattdessen müsse es beispielsweise «Bürgerinnen und Bürger» oder «Interessierte» heissen. Das klappt – auf Kosten der Lesbarkeit – ziemlich flächendeckend. Ausser, wenn ein Begriff negativ besetzt ist.

In diesen Fällen dürfen die Männer die Last des Vorwurfs oft allein tragen. Frauen werden ausgespart. Das Böse ist offenbar rein männlich. Eine Absicht steckt laut Mediensprecherin Carmen Hefti-Salvadori nicht dahinter. Sie begründet es auf Anfrage mit einer verzögerten Umsetzung der Leitlinien: «Da Sprache etwas Lebendiges ist, das sich ständig verändert, braucht es naturgemäss immer etwas Zeit, bis alle den SRF-Sprachgebrauch internalisiert haben.»

Bis die Gendergerechtigkeit bis hinter zum letzten Praktikanten gesickert ist, müssen wir also weiter mit dem generischen Maskulinum leben: Täter, Rassisten, Angreifer. Während wir es bei wohlätigen Aktionen selbstredend immer mit Helferinnen und Helfern oder Heldinnen und Helden zu tun haben. *Stefan Millius*

# Heimatkunde für Anfänger

«Ich habe mir noch nie überlegt, was Heimat bedeutet», sagt Grünen-Chef Balthasar Glättli. Höchste Zeit für etwas Nachhilfeunterricht.

Walter Hollstein

Vor einiger Zeit beehrte Grünen-Präsident Balthasar Glättli die «Buch Basel». Auf die Frage, was Heimat für ihn bedeute, gestand er: «Das habe ich mir noch nie überlegt.» Für ein schnelles Urteil reichte es dann trotzdem. Heimat sei «etwas für Zurückgebliebene», erklärte Glättli.

An derselben Veranstaltung – zu der Verfechter des Heimatgedankens gar nicht erst eingeladen waren – befand die slowakisch-schweizerische Schriftstellerin Irena Brezná: «Heimat im üblichen Sinne ist etwas für Kinder und Nationalisten. Ein denkender erwachsener Mensch hat kaum eine feste Vorstellung von diesem diffusen Wort.»

## Fliederduft überm Nachbarsgarten

Die Wirklichkeit ist eine andere, als Glättli und Brezná behaupten. Folgt man den Ergebnissen von Befragungen und von Wissenschaft – von Ethnologie und Volkskunde im Besonderen –, dann ist Heimat für die Menschen zunächst einmal das Bekannte und Vertraute, das, wo und mit dem sie aufgewachsen sind, was sie begleitet hat, ihnen Orientierung gesichert und mit dem zeitlosen Gefühl versehen hat, zu wissen, wohin sie gehören.

«Wie viel Heimat braucht der Mensch?», fragte einst der österreichische Schriftsteller Jean Améry. «In der Heimat beherrschen wir souverän die Dialektik von Kennen – Erkennen, von Trauen – Vertrauen. [. . .] In der Heimat leben heisst, dass sich vor uns das schon Bekannte in geringfügigen Varianten wieder und wieder ereignet.»

Heimat bietet Verhaltenssicherheit. In einem soziologischen Glaubenssatz formuliert: Heimat hilft, die enorme Komplexität der Welt auf Erfassbares zu reduzieren, was heute – sozial und politisch – nötiger ist denn je. Heimat ist aber mehr als eine kognitive Grösse; von daher lässt sie sich auch nicht einfach definieren oder umdefinieren, wie das die deutsche Innenministerin will. Heimat ist vor allem



Tradition und Orientierung.

eine emotionale Qualität. Heimat erdet, trägt, hält und schützt.

Befragt man die Menschen, so kristallisiert sich Heimat in alten Bildern und Erinnerungen, in Farben und in Gerüchen, in kollektiven und persönlichen Mythen. «Märchenerzählungen einer alten Kinderfrau, das Gesicht der Mutter überm Bett, Fliederduft überm Nachbarsgarten. Man möchte die peinlich-lieblichen Töne, die sich mit dem Wort Heimat assoziieren, gerne verscheuchen, aber sie sind hart-

*Der Verlust der Heimat bewirke eine «Gleichgewichtsstörung», notierte Stefan Zweig.*

näckig.» Das notiert Améry im Exil, als er vor dem Faschismus aus Wien fliehen musste; er überlebte in deutschen Konzentrationslagern nur knapp, und das Heimatrecht war ihm genommen worden. «Ich war kein Ich mehr und lebte nicht mehr in einem Wir. Ich hatte keinen Pass und keine Vergangenheit und keine Geschichte.»

Heimatlosigkeit ist so auch Identitätsdiffusion; man ist amtlich niemand mehr und gehört offiziell auch nirgends mehr hin. Die Vertreibung aus der Heimat ist für Jean Améry nicht nur Heimatverlust, sondern auch die

Zerstörung seiner Biografie, das Geworfensein in eine fremde Welt, in die permanente Unsicherheit, nicht einmal die vertraute Sprache sichert mehr den Alltag. Ebenso knapp wie drastisch formuliert der Schriftsteller: «Es ist nicht gut, keine Heimat zu haben.» Sein Landsmann Stefan Zweig notierte in seinem Buch «Die Welt von gestern», dass der Verlust der Heimat eine «Gleichgewichtsstörung» bewirke.

Heimat ist ein menschliches Grundgefühl. Aber nicht nur das. Dass man überhaupt so fühlen kann, hat materielle Grundlagen: Geborgenheit, Wohlstand und Perspektive. Heimat ist, wenn sich der Mensch auch sozial

eingebettet fühlt. In seiner Rede «Vier Gründe zur Annahme des Literaturpreises der Stadt Bern» hat Friedrich Dürrenmatt gesagt: «Das Dorf, in dem ich aufwuchs, formte mich vor; ich brauchte mich nicht mit ihm auseinanderzusetzen, weil ich ein Teil vom Dorfe war.»

## Anthropologisches Grundgesetz

Dabei geht es nicht um Nostalgie. Es geht um den Verlust von Traditionen und Orientierung, von Verlässlichkeit und Sicherheit. Wenn Heimat fällt, fällt auch der Mensch. Das ist ein anthropologisches, ein soziales Grundgesetz. Stefan Zweig bekannte, dass er «seit dem Tage, da ich mit eigentlich fremden Papieren oder Pässen leben musste, ich mich nie mehr ganz als mit mir zusammengehörig empfand».

Die deutsche Innenministerin Nancy Faeser hat vor einigen Tagen gefordert, dass der Begriff «Heimat» positiv umgedeutet werden müsste. Eine Meinungsumfrage hat nun ergeben, dass acht von zehn Deutschen bereits positive Heimatgefühle haben. Das belegt einmal mehr die Volksferne vieler Politiker, die vergessen haben, dem Volk aufs Maul zu schauen, wie es Luther einst wegweisend formuliert hat.

Walter Hollstein ist emeritierter Professor für Soziologie. Er lebt bei Basel.

# Es drohen die Papiersäcke auszugehen

Der Schweiz, so wissen unsere Journalisten, droht ständig der Untergang. Und das mehrmals täglich.



Die letzte Woche war wieder so eine Woche. Überall Bedrängnis. Überall Schrecken. Überall Bedrohung.

- Nur ein paar Beispiele aus der letzten Woche.
- «Es droht eine grosse Hungersnot» (*Blick*).
- «Es drohen Stromausfälle» (*Luzerner Zeitung*).
- «Es droht schlechte Luft» (Schweizer Radio).
- «Es droht ein Chaos-Sommer» (*St. Galler Tagblatt*).
- «Es droht der Abstieg» (*NZZ*).
- «Es droht die Versprödung» (*Tages-Anzeiger*).

Versprödung, nicht Verblödung. Ich weiss auch nicht, was eine Versprödung ist, aber Hauptsache, sie ist bedrohlich.

Es droht. Es droht. Es droht. Es droht ununterbrochen. Täglich, so ergibt eine Auswertung der Mediendatenbanken, feuern die Schweizer Redaktionen im Durchschnitt rund ein Dutzend Bedrohungsszenarien auf ihre Leser und Zuschauer ab. Sie reichen von der Bedrohung, es drohe der dritte Weltkrieg, bis zur Bedrohung, es drohe ein Engpass bei Pommes frites.

Es droht. Es droht. Es droht. Interessant daran ist, dass stets dieses «Es» droht. Das erinnert mich an Sigmund Freud. Bei Freud sitzen im «Es» die Triebe und Instinkte des Individuums, bis hin zum Todestrieb. Im «Ich» hingegen sind die Rationalität und die Vernunft angesiedelt.

Insofern ist nachvollziehbar, dass es droht und dass es dauernd droht. Mit Rationalität und Vernunft hat das nichts mehr zu tun.

Wenn ich mich schon über die Journalisten lustig mache, dann aber richtig. Wir kommen

damit zur Steigerungsform von «Es droht». Sie lautet: «Der Schweiz droht».

In dieser Schlagzeile wird die Bedrohungslage zusätzlich nationalisiert, damit auch der Hinterletzte merkt, dass Hungersnöte,

## Der permanente Alarmismus dieser Dummköpfe hat bisher nur eine echte Krise ausgelöst.

Stromausfälle und Chaos-Sommer nicht eine allgemeingültige Katastrophe sind, sondern die Eidgenossenschaft in ihrem Herzen treffen.

Der Untergang geht nun jeden an.

Wir beschränken uns auf zwölf zufällige Beispiele aus der jüngsten Zeit, weil wir bei einer umfassenderen Betrachtung sonst eine Sondernummer der *Weltwoche* herausgeben müssten.

- «Der Schweiz droht eine Abfallkrise» (*Sonntagszeitung*).
- «Der Schweiz droht eine Wohnungsnot» (*Berner Zeitung*).
- «Der Schweiz droht eine Stromlücke (Schweizer Fernsehen).
- «Der Schweiz droht ein Mangel an Arbeitskräften» (*Aargauer Zeitung*).
- «Der Schweiz drohen mehr Arbeitslose» (20 Minuten).
- «Der Schweiz droht eine Corona-Welle» (*Blick*).
- «Der Schweiz drohen die Papiersäcke auszugehen» (*St. Galler Tagblatt*).

«Der Schweiz droht ein Engpass bei Medikamenten» (*Tages-Anzeiger*).

- «Der Schweiz drohen Wettbewerbsnachteile» (*Luzerner Zeitung*).
- «Der Schweiz droht der grosse Preisschock» (20 Minuten).
- «Der Schweiz droht ein Reputationsproblem» (*Tages-Anzeiger*).
- «Der Schweiz droht die Durchseuchung» (*NZZ*).

Ich glaube, die Durchseuchung hat bereits stattgefunden. Es ist die Durchseuchung unserer Redaktionen mit Dummköpfen. Der permanente Alarmismus dieser Dummköpfe, wonach die Schweiz täglich von Krise zu Krise taumle, hat bisher nur eine echte Krise ausgelöst. Es ist die Krise des Journalismus.

All die Bedrohungen, die niemals eintreffen, sind Gift für die Branche. Das Publikum feixt inzwischen nur noch, wenn ihm Zeitungen, Radio und Fernsehen einen neuen Zerfall des Vaterlandes prophezeien. Mit ihrer permanenten Panikmache aber zerstören die Medien die einzige Existenzgrundlage, die sie haben. Sie zerstören ihre Glaubwürdigkeit als nüchterne und distanzierte Beobachter des Weltgeschehens, die unaufgeregt über den politischen und ökonomischen Bodenwellen des Alltags stehen.

Die heutigen Dummköpfe auf den Redaktionen zerbrechen sich stattdessen den ganzen Tag den Kopf, was an weiteren Drohkulissen noch herbeizufantasieren wäre.

Das Resultat davon ist klar. Es droht der Untergang des Journalismus.

# Wer wird Bundesrat?

In der Landesregierung steht ein Umbruch bevor. Ehrgeizige Parlamentarier bringen sich in Stellung.

Christoph Mörgeli und Marcel Odermatt

**S**pätestens am 13. Dezember 2023 stehen Bundesratswahlen an. Die Ausgangslage ist spannend wie lange nicht mehr. Einerseits sind drei der sieben Bundesräte schon mindestens zehn Jahre im Amt (Ueli Maurer, Simonetta Sommaruga und Alain Berset). Andererseits fordert der anhaltende Höhenflug von Grünen und Grünliberalen die schwächeren SP und FDP heraus. Einzig die SVP hat eine Doppelvertretung auf sicher.

## Berset ohne Alternative

Dass Ueli Maurer (SVP) im Dezember 2023 mit 73 Jahren nochmals antreten wird, ist unwahrscheinlich. Auch Simonetta Sommaruga (SP) nähert sich dem Pensionsalter. Alain Berset (SP) ist zwar erst fünfzig und hat keine gleichwertige Alternative zum jetzigen Job in Aussicht. Trotzdem könnten die Genossen versucht sein, die beiden Sitze mit vorzeitigen Rücktritten über die laufende Legislatur hinaus zu retten. Vorbild wäre die einstige CVP, die 1999 mit Erfolg so verfuhr.

Anders sieht es bei der FDP aus. Karin Keller-Sutter und Ignazio Cassis sind noch zu wenig lange im Amt, um ohne Gesichtsverlust zurücktreten zu können. Sie werden sich im Dezember 2023 der grünen und wohl auch grünliberalen Konkurrenz stellen müssen. Zu Hilfe kommen

dürfte ihnen die SVP, die einen Linksrutsch in der Landesregierung unbedingt verhindern will. Sie hat namentlich Ignazio Cassis zum «Bundesrat unabwählbar» erklärt.

Cassis selber will sich nicht auf solche Parolen verlassen. Seit Ausbruch des Ukraine-Kriegs hat er sich durch eine «kooperative» Neuauslegung der Neutralität bei den Linken angedient, argwöhnisch beobachtet von Karin Keller-Sutter. Die beiden Freisinnigen im Bundesrat sind sich in herzlicher Abneigung verbunden.

Bleiben Guy Parmelin (SVP) und Viola Amherd (Mitte). Beide dürften problemlos

## Hodgers hat einen untilgbaren Makel: Er ist ein Mann und fühlt sich auch als solcher.

wiedergewählt werden, sollten sie nochmals antreten – was bei Amherd als sicher gelten darf. Grundsätzlich gilt: Bevor die Mitte ihren letzten Sitz wird abgeben müssen, werden FDP oder SP ihren zweiten Sitz verlieren. Und die SVP hat angesichts ihrer Wählerstärke sowieso Anspruch auf zwei Vertreter.

## Haushoher Favorit

Wer sind die möglichen Nachfolger der amtierenden Bundesräte? Sollte Sommaruga zurücktreten und Berset weitermachen, kommen zwei vielgenannte *Papabili* der Genossen, der Zürcher Ständerat Daniel Jositsch und der Bündner Nationalrat Jon Pult, kaum in die Kränze. Die SP-Fraktion wird keine männliche Doppelvertretung dulden.

Wenig Chancen hätte auch Ständerätin Eva Herzog. Sie wechselte nach einer starken Amtszeit als Basler Finanzdirektorin ins Bundeshaus, konnte die hohen Erwartungen aber nie erfüllen. Zudem ist sie auch schon sechzig.

Dafür scheint sich die Berner Nationalrätin Flavia Wasserfallen auf höhere Weihen vorzubereiten. Die Politologin war in der Bundesverwaltung und im SP-Generalsekretariat tätig, kennt den Berner Politbetrieb aus dem Effeff und hat sich geschickt in Stellung gebracht.



Wer nach Höherem strebt:

Weder zählt sie zu den Linksaktivisten der Juso noch zu den sozialliberalen Rechtsauslegern, die in der Fraktion unbeliebt sind. Ihre Chancen sind intakt.

Eine andere Berner Genossin scheint sich indessen selber aus dem Rennen genommen zu haben. Regierungsrätin Evi Allemann, zuvor lange Nationalrätin, hat durch ihren Verzicht auf eine Ständeratskandidatur signalisiert, dass es sie nicht in die eidgenössische Politik zurückzieht. Sie galt einst als mögliche Nachfolgerin von Sommaruga im Bundesrat.

Sollte auch Alain Berset zurücktreten und damit der Westschweizer SP-Sitz im Bundesrat frei werden, gibt es einen haushohen Favoriten für die Nachfolge: Nationalrat und Gewerkschaftsbund-Präsident Pierre-Yves Maillard. Als ehemaliger Waadtländer Gesundheitsdirektor bringt er Exekutiverfahrung in einem gros-



„Die Tomaten mit Mozzarella-Kügelchen sind fertig !...“





Rösli (SVP), Moser (GLP), Martullo (SVP), Maillard (SP), Mazzone (Grüne), Wasserfallen (SP).

sen Kanton mit und ist vor allem bei der SVP wohlgeplant, seit er durch zähes Festhalten am Lohnschutz mitgeholfen hat, das Rahmenabkommen mit der EU zu beerdigen.

### Grüne Vielrednerin

Anzunehmen ist, dass die Grünen einen amtierenden Bundesrat angreifen werden. Als Opfer dürften sie sich, wie schon 2019, Ignazio Cassis aussuchen. Die Kandidaten müssten in dem Fall aus der lateinischen Schweiz stammen. Dabei stehen zwei Genfer im Vordergrund.

Ständerätin Lisa Mazzone, erst 34-jährig, ist wie Cassis italienisch-schweizerische Doppelbürgerin. Der Literaturwissenschaftlerin werden grosse Ambitionen nachgesagt. Zu grosse? Im Ständerat hat die grüne Vielrednerin – inzwischen auch in sehr gutem Deutsch – nicht nur Freunde.

Antonio Hodgers, Genfer Staatsrat mit einer Vergangenheit als Nationalrat, gilt als ähnlich ehrgeizig. Er dürfte den Vorteil der Exekutiv Erfahrung in die Waagschale werfen, hat aber für die Grünen einen untilgbaren Makel: das falsche Geschlecht. Antonio Hodgers ist ein Mann und fühlt sich auch als solcher.

Eine Option aus der italienischen Schweiz wäre Nationalrätin Greta Gysin. Die charmannte Tessinerin ist weit über ihre eigene Partei hinaus beliebt, gilt aber als wenig einflussreich. SVP-Doyen Christoph Blocher: «Ihr politischer Leistungsausweis besteht wohl vor allem in ihrem Vornamen.»

In der Deutschschweiz drängt sich keine grüne Frauenkandidatur auf, nachdem Regula Rytz im Mai aus dem Nationalrat zurückgetreten ist. Zwar gäbe es einige Männer mit Ambitionen, allen voran Parteipräsident Bal-

thasar Glättli. Aber sie alle haben dasselbe Handicap wie Antonio Hodgers.

Wenn sich die Grünliberalen zum Sturm auf die Festung Bundesrat entschliessen, dürfte Fraktionschefin Tiana Angelina Moser in der Frontreihe stehen. Parteigründer Martin Bäumle wird zwar Bundesratsformat attestiert. Doch seine nach links gerückte Fraktion wird ihn kaum nominieren. In der Westschweiz ist die Partei nach wie vor schwach.

### Steuerbeamter für die SVP?

Bleibt die SVP. Wer macht das Rennen, wenn sich Ueli Maurer aufs Altenteil zurückzieht? Ein Name, der in der Wandelhalle seit längerem kursiert, ist jener des früheren Parteipräsidenten Albert Rösli. Gezielt sucht er den Kontakt zur anderen Ratshälfte. Zuletzt reiste er an die Wahlfeier der grünen Nationalratspräsidentin Irène Kälin in den Aargau. Für

*Rösli sucht gezielt den Kontakt zur anderen Ratshälfte, zuletzt bei der Wahlfeier von Irène Kälin.*

langjährige Beobachter im Bundeshaus sind solche Gesten untrügliche Zeichen, dass ein Parlamentarier nach Höherem strebt.

Auch Magdalena Martullo gilt als mögliche Kandidatin. Die erfolgreiche Unternehmerin brächte dringend benötigte Führungserfahrung ins Gremium ein. Allerdings löst der Name ihres Vaters in der Vereinigten Bundesversammlung immer noch robuste Abwehrreflexe aus. Die Bündner Nationalrätin hätte wohl nur dann eine Chance, wenn die SVP ihr einen polarisierenden Kandidaten zur Seite stellen würde, etwa Fraktionschef Thomas Aeschi oder Nationalrat Roger Köppel.

Auch Werner Salzmann wird Interesse am Bundesratsamt nachgesagt. Der ruhige Berner holte 2019 den traditionellen Ständeratssitz der Partei zurück. Sein Problem ist sein Beruf: Salzmann arbeitet bei der Steuerverwaltung des Kantons Bern. Ein Beamter entspricht nicht unbedingt dem SVP-Idealbild eines Bundesrats, ein Steuerbeamter schon gar nicht.

Sollte sich Guy Parmelin zurückziehen, könnte sein Nachfolger theoretisch auch aus dem Tessin kommen. Sowohl SVP-Präsident Marco Chiesa wie auch Staatsrat Norman Gobbi gelten als Anwärter auf das hohe Amt. Ihr Problem: Mit Ignazio Cassis gibt es schon einen Bundesrat aus der Südschweiz. Und der ist für die SVP eben «unabwählbar».

Aussenseiterchancen hätte SVP-Vizepräsidentin Céline Amaudruz aus Genf. Am Schluss könnte es bei der Nachfolge Parmelins allerdings auch eine Überraschung geben. Oder wer hätte vor der Wahl Parmelins schon auf einen Bundesrat Parmelin gesetzt?

# Schauprozess zu Washington

Trumps Regierung hatte vor dem Capitol-Sturm wiederholt mehr Sicherheitskräfte angeboten. Führende Demokraten lehnten dies ab. Im jetzigen Verfahren blenden sie diesen Fakt aus.

Urs Gehriger

Offiziell geht es bei dem laufenden Spektakel in Washington um die Aufarbeitung des Sturms auf das Kapitol vom 6. Januar 2021. In Wirklichkeit erinnern die Anhörungen des Untersuchungsausschusses des US-Kongresses an einen Schauprozess. Schauprozesse sind öffentliche Gerichtsverfahren, bei denen der Schuldige im Voraus feststeht. Sie werden aus politischen Motiven geführt. Mit propagandistischen Mitteln soll der Beschuldigte öffentlich gedemütigt und dessen Ruf ruiniert werden.

Dies trifft auf den aktuellen Fall zu. So wurde gleich zu Beginn der Anhörung der Schuldige gebrandmarkt. Der Prozess kommt daher wie eine perfekt inszenierte Hollywood-Produktion, untermalt mit Video-Einspielungen, die so produziert sind, dass der Angeklagte möglichst schlecht dasteht. Die Zusammensetzung des Ausschusses ist komplett einseitig. Jede einzelne Person in diesem Gremium hat für das – zweite – Amtsenthebungsverfahren gegen Donald Trump gestimmt.

## Für alle Ewigkeit

Das Impeachment endete im Februar 2021 mit einem De-facto-Freispruch für Trump. Nun will man offenbar noch einmal versuchen, den Mann für alle Ewigkeit aus Washington zu verbannen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass dies gelingt. Generalstaatsanwalt Merrick Garland hat es in der Hand, ein Verfahren gegen Trump einzuleiten. Sollte dieser verurteilt werden, wäre ihm eine Rückkehr ins Weisse Haus verwehrt.

Es gilt festzuhalten: Ein Präsident, der ohne Belege den Sieg seines Gegners als «gestohlene Wahl» brandmarkt und bei seinen aufgewählten Anhängern den Mythos der «Wahlfälschung» schürt, handelt unverantwortlich. Trotzdem muss im Rahmen einer ernsthaften Aufarbeitung auch seine Sicht einbezogen werden. Dies ist nicht der Fall.

Der Eindruck eines Schauprozesses wird verstärkt durch die Tatsache, dass die Untersuchung

zentrale Aspekte des Sturms auf das Kapitol ausblendet. So die Frage, weshalb die Sicherheitskräfte rund um das Kapitol derart unterdotiert waren, dass sie innert Kürze überrannt werden konnten. Ein Angriff auf ein Parlament ist ein inakzeptabler Anschlag auf Staat und Gesellschaft. Wenn entsprechende Pläne bekannt sind, muss dieser mit aller Macht verhindert werden. Solche



Wo war die Nationalgarde? Washington, 6. Januar 2021.

Pläne wurden von Geheimdiensten tatsächlich im Voraus aufgedeckt. So drängt sich die Frage auf, warum nichts unternommen wurde, um das Kapitol besser zu schützen?

Offenbar wurde Letzteres versucht. Und zwar ausgerechnet von der Regierung jenes Mannes, der nun als Brandstifter am Pranger steht. Aufzeichnungen der Kapitol-Polizei belegen, dass wiederholt Verstärkung für das Kapitol angeboten wurde. Vier Tage vor dem Sturm fragte das Pentagon bei der Kapitol-Polizei nach, ob Bedarf für eine Aufstockung der Sicherheit durch Nationalgardisten bestehe. Die Kapitol-Polizei lehnte das Angebot ab, wie Investigativ-Journalist John Solomon in einer neuen Recherche darlegt.

Drei Tage vor dem Sturm schätzte die Kapitol-Polizei die Sicherheitslage neu und als gefährlicher ein. Nun suchte deren Leitung bei den politischen Verantwortlichen um die Sprechere

rin des Repräsentantenhauses, die Demokratin Nancy Pelosi, die der Kapitol-Polizei vorsteht, um die Erlaubnis nach, die Nationalgarde als Präventivmassnahme einzusetzen. Die Antwort wurde verschleppt und das Begehren schliesslich abgelehnt. Zwei Tage vor dem Sturm doppelte das Pentagon nach. «Wir haben uns [...] an die Kapitol-Polizei, den Geheimdienst und die Strafverfolgungsbehörden sowie an Bürgermeisterin [von Washington D. C.] Bowser gewandt und sie gefragt: «Wollt ihr Tausende von Nationalgardisten für den 6. Januar?»», so Kash Patel, damals Stabschef im Pentagon. Doch: «Sie alle sagten nein.» Noch einen Tag vor dem Sturm lehnte die demokratische Bürgermeisterin eine Truppenverstärkung abermals ab. «Um es klar zu sagen: Der District of Columbia fordert keine weiteren Bundespolizisten an», so Bowser schriftlich.

## Politische Waffe

Warum haben die zuständigen Demokraten die Kapitol-Polizei im Stich gelassen? Die Strippenzieher des Tribunals gegen Trump müssten zu dieser

Schlüsselfrage Red und Antwort stehen. Sie tun es nicht. Die Rolle der besorgten Staatsschützer passt miserabel zu den Demokraten. Sie haben lange tatenlos zugeschaut, als sich im Sommer 2020 nach der Tötung von George Floyd eine Spur der Verwüstung durch Städte quer durch Amerika zog. Damals ereigneten sich 574 gewalttätige Zusammenstöße, bei welchen über 2000 Polizisten verletzt wurden, wie eine Studie von Rasmusen Reports zum Schluss kommt. Gemäss derselben Untersuchung wollen weit mehr Wähler (66 Prozent), dass diese Ausschreitungen untersucht werden als die Proteste vom 6. Januar. Dennoch fokussieren die Demokraten singular auf den Sturm auf das Kapitol.

Diese eklatante Einseitigkeit lässt nur einen Schluss zu: Bidens Partei, die an positiven Resultaten nichts zu bieten hat, will den «6. Januar» als politische Waffe scharfmachen.

# HERODOT



Weltweit gilt die universitäre Ausbildung als Schlüssel zu sozialem Aufstieg; das Ansehen handwerklicher Arbeit ist meistens tief. Dies widerspiegeln auch die – wesentlich von europäischen Sozialdemokraten entwickelten – Uno-Entwicklungsindizes, für welche der Prozentsatz von Universitätsabgängern an der Gesamtbevölkerung ein zentrales Kriterium ist. Mancherorts entstand so ein «akademisches Proletariat» von Akademikern, deren Kenntnisse den Bedürfnissen der realen Wirtschaft nicht genügen oder von ihr nicht in genügendem Mass nachgefragt werden. Je theoretischer die Ausbildung, desto grösser ist diese Gefahr. Entsprechend hoch sind mancherorts die Jugendarbeitslosigkeit, die Frustration und die politische Radikalisierung der Jugend.

Die grosse Mehrheit der Staaten dieser Welt kennt kein System der Berufslehre. Nach der obligatorischen Schulzeit geht man entweder an eine Universität oder in eine – meist kurze – Berufsschule. In vielen Ländern muss man Berufe an einer Universität erlernen, für die man in der Schweiz eine Lehre absolviert. Viele Schulabgänger, die es nicht an eine Universität schaffen, erhalten überhaupt keine Berufsausbildung. Sie arbeiten irgendwo, un- oder bestenfalls in einem Schnellkurs angelernt. Entsprechend schlecht ist oft das Resultat ihrer Arbeit.

Wenn ich als Schweizer im Ausland etwas vermisse, dann sind es kompetente Handwerker. Und wenn mir etwas auffällt, dann sind es die vielen Auslandschweizer, die aufgrund einer soliden Schweizer Lehre Wohlstand und Ansehen erworben haben. Das Können schweizerischer Handwerker hebt

sich viel deutlicher von demjenigen der ausländischen Berufskollegen ab als bei schweizerischen Akademikern. Gute Ärzte und Ingenieure gibt es fast überall, nicht aber gute Elektriker, Mechaniker und Sanitäre.

Solides Handwerk und eine hohe Durchschnittsqualität ihrer Arbeitskräfte sind das Erfolgsrezept der schweizerischen Wirtschaft in der Welt. Die ETH Zürich ist zwar die beste Universität Kontinentaleuropas, aber es ist vor allem die Qualität unserer Lehrabschlüsse, die uns von den meisten anderen Staaten abhebt. Schweizerische Lehrlinge landen bei internationalen Wettbewerben regelmässig auf den vordersten

*Wenn ich als Schweizer im Ausland etwas vermisse, dann sind es kompetente Handwerker.*

Plätzen. Noch schreibe ich dies im Präsens, aber ich fürchte, dass bald nur noch die Vergangenheitsform angebracht sein wird. Die Schweiz propagiert ihr System der Berufsbildung in der ganzen Welt, namentlich als Patentrezept gegen Jugendarbeitslosigkeit, aber in ihrem eigenen Bildungssystem gibt es seit langem eine gegenläufige Tendenz.

Unter dem Einfluss der Uno-Entwicklungsindizes, bei welchen die Schweiz wegen des relativ geringen Anteils an Universitätsabgängern unverhältnismässig schlecht abschneidet, macht unser Schulsystem eine universitäre Ausbildung zunehmend zum Mass aller Dinge. Darauf drängen vor allem linke Bildungsexperten. Ein weiblich und links dominiertes Schulwesen propagiert zudem ein Wertesystem, welches «soziales Engagement»

(über)betont und wirtschaftlichen Erfolg, das produktive Erschaffen von Wohlstand, oft kritisch darstellt. Wen wundert's, dass immer mehr Schulabgänger sozial- und geisteswissenschaftliche Studien wählen und danach in (direkt oder indirekt) mit Steuergeldern finanzierten Sektoren eine Stelle suchen – trotz überdurchschnittlichem Wachstum dieser Sektoren oft erfolglos. Derweil fehlen Absolventen mit technischen Kenntnissen und verzweifeln manche Lehrmeister ob der geringen Zahl und Qualität der Schulabgänger, die sich noch für eine Lehre interessieren.

Die Konsequenzen machen sich bereits bemerkbar: Während die produzierenden Sektoren unter akutem Fachkräftemangel leiden, der sich auch auf die Qualität der Arbeit auswirkt, sind zahlreiche Absolventen sozial- und geisteswissenschaftlicher Studiengänge unter- oder nicht ausbildungskonform beschäftigt. Wenn die Zahl der Studienplätze in den verschiedenen Sektoren nicht in einer gewissen Relation zur Zahl der Arbeitsplätze steht, wird das Bildungssystem zur volkswirtschaftlichen Fehlinvestition. Die Schweiz läuft Gefahr, ihr grösstes wirtschaftliches Kapital zu verspielen.

Vielleicht wird sie dereinst – dank mehr Universitätsabgängern – in den Uno-Entwicklungsindizes besser abschneiden. Aber die reale Lebensqualität dürfte sinken. Der rot-grüne Kanton Baselstadt ist mit dem höchsten Anteil an Maturanden und den schlechtesten Pisa-Werten ein Menetekel für diesen Irrweg.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

# Wenn die Fahne fliegt, ist der Verstand in der Trompete

Die linksliberale Politologin Ulrike Guérot macht sich eigene Gedanken zu Corona und Russland. Die Reaktion des Mainstreams ist verstörend und fördert interessante Querverbindungen zutage.

Milosz Matuschek

Es gibt bestimmt viele schmutzige Tricks, um öffentliche Personen unmöglich zu machen. Die einfachste und älteste Methode ist wohl, die betreffende Person mit Schmutz zu bewerfen, nach dem Satz Plutarchs: «Semper aliquid haeret» – Verleumde nur dreist, irgendetwas bleibt immer hängen. Selten war eine Kampagne jedoch so durchschaubar und simpel gestrickt wie im Fall der Bonner Politikwissenschaftlerin Ulrike Guérot.

Die Vorgeschichte ist denkbar einfach: Ulrike Guérot ist eine linksliberale Vordenkerin des Gedankens einer europäischen Republik nach Schweizer Vorbild. Sie ist alles, was der Mainstream liebt: politisch richtig verdrahtet, weiblich, intelligent, redegewandt und zudem Bestsellerautorin. Mit Corona scherte sie erstmals aus dem woken Gefangenenchor des Mainstreams aus und begann, die Massnahmenpolitik der Regierung so scharf und treffend zu kritisieren wie sonst kaum ein Intellektueller im deutschsprachigen Raum.

## Labor oder Fledermaus?

Ihr Buch «Wer schweigt, stimmt zu» (Westend-Verlag) erklimmte im März aus dem Stand die Bestsellerlisten und hielt sich dort über Wochen. Sie forderte dort zum Beispiel unmissverständlich: «Zuerst räumen wir auf, jeder in seinem Land. Wir übernehmen die Verantwortlichen dem Internationalen Strafgerichtshof, sollte sich herausstellen, dass es nicht die Fledermaus war, sondern doch ein Labor, das uns das Virus beschert hat, wie der dänische Sonderbeauftragte der Uno kürzlich leakte. Wir bitten die USA, sich um Anthony Fauci und Bill Gates zu kümmern. Wir schliessen die Weltgesundheitsorganisation (WHO) und durchforsten ihre finanziellen Verstrickungen mit der Pharmaindustrie. Wir lassen die dunklen Gestalten von Pfizer und Co. nicht entkommen, wie wir damals, vor zehn



«Die dunklen Gestalten von Pfizer und Co.»:  
Wissenschaftlerin Guérot.

Jahren, die Banker haben entkommen lassen. Wir setzen einen parlamentarischen Untersuchungsausschuss ein. Wir wählen einen neuen Kanzler, der wieder rote Linien kennt.»

Dann kam der Angriff Russlands auf die Ukraine, und Ulrike Guérot äusserte Anfang Juni in der ZDF-Talksendung von Markus Lanz im Grunde nur die eher unverfängliche Forderung, jetzt doch auf den Frieden zuzuarbeiten, anstatt sich auf eine militärische Lösung des Konflikts

(«Russland muss besiegt werden») zu versteifen. Ihr Motto, frei nach Cicero: «Ein ungerechter Frieden ist besser als der gerechteste Krieg.» Die Lösung eines Konflikts ist schliesslich nicht möglich ohne Diskussion der tieferen Ursachen eines Konflikts. Doch müsste man dann nicht auch eine Mitschuld des Westens diskutieren wie der Chicagoer Politikwissenschaftler John J. Mearsheimer im *Economist*? Das eben darf offenbar nicht sein: In Lanz' Sendung wurde Guérot so konsequent unterbrochen, niedergebüllt und als einfältig dargestellt, dass auch dem letzten Zwangsgebührenzahler bewusst geworden sein muss, dass hier eine öffentliche Hinrichtung zelebriert wurde, und zwar auf Kommando von Moderator Lanz an die anderen Gäste («Wer fängt an?»). So viel zum gesetzlichen Sendeauftrag, ausgewogen zu berichten.

## «Verräterin»

Dazu muss man wissen: Guérot ist für die gängigen öffentlichen Narrative zu Corona oder Russland der grösstmögliche Unfall. «Eine von ihnen» kehrt dem Mainstream den Rücken, bekommt dafür einige Aufmerksamkeit und muss nun als «Verräterin» zur Strecke gebracht werden. Nach der Sendung von Lanz begann wie auf Knopfdruck eine Kampagne wegen angeblicher Plagiatsvorwürfe in populärwissenschaftlichen Büchern, losgetreten durch den eher unbekannt

Trierer Politikwissenschaftler Markus Linden in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

Der Zeitpunkt dürfte nicht zufällig gewählt gewesen sein. Wie der *FAZ* per Presseverteiler bekannt, soll Guérot just eine Woche später, am zurückliegenden Dienstag nämlich, zur Co-Direktorin eines Forschungsinstituts der Uni Bonn bestellt werden. Das riecht verdächtig nach Cancel-Culture über Bande: Ein paar Vorwürfe, zum richtigen Zeitpunkt gestreut, sollten

offenbar Druck auf die Führung der Uni Bonn ausüben, sich von Guérot zu distanzieren, sie als Wissenschaftlerin zu «deplatformen». Diese hielt sich bislang bedeckt. Der einflussreiche Feuilletonredaktor Patrick Bahners führt zudem seit Wochen einen Privatkrieg gegen Guérot auf Twitter, kommentiert Medienauftritte von ihr mit augenrollenden Kommentaren.

### Frieren für die Freiheit

Bisher war all das eher ein Schuss in den Ofen. Nach der «Lanz»-Sendung wurde Guérot von einer Sympathiewelle auf Twitter getragen. Die Plagiatsvorwürfe dampften auf missliche, aber verzeihliche Schludrigkeiten zusammen. Guérot hatte sich kein fremdes Gedankengut angeeignet, sondern Autor und Quelle genannt, lediglich manchmal die Anführungsstriche vergessen. So viel Aufruhr wegen fehlender Gänsefüsschen? Was übrig bleibt, wenn sich der Rauch verzieht, ist eine durchschaubare Kampagne. Denn natürlich ging es hier nicht um eine Debatte über die richtige Zitierweise in mit Verve

### Wäre Ulrike Guérot ein Mann, hätte man es wohl mit einem #MeToo-Vorwurf versucht.

und heisser Feder geschriebenen Publikumsessays. Sondern darum, die Einheitsfront gegen Putin zusammenzuhalten. Es gab menstruierende Männer gegen Putin, es gab «Frieren für die Freiheit», jetzt geht es mit Plagiatsvorwürfen gegen Putin. Wäre Ulrike Guérot ein Mann, hätte man es wohl mit einem #MeToo-Vorwurf versucht.

Die Kampagne gegen Guérot ist auch deshalb so durchsichtig, weil unschwer erkennbar ist, wo die Stricke zusammenlaufen, nämlich beim Zentrum Liberale Moderne. Dahinter steckt eine russlandkritische Denkfabrik in Berlin, gegründet von zwei Grünen-Politikern, die sich laut *Taz*, der deutschen *Woz*, damit in den «transatlantischen Ruhestand» begeben haben. Im Gesellschaftergremium sitzen Mitglieder des Vereins Atlantik-Brücke und ehemalige US-Botschafter. Im Beirat begegnet einem der regierungsnahen Münchner Soziologen Armin Nassehi. Mitgründer Ralf Fücks war zuvor zwanzig Jahre an der Spitze der Grünen-nahen Heinrich-Böll-Stiftung und erntete intern Kritik für Plädoyers pro Nato und Atomwaffenstationierung. Der Antimilitarist und Literatur-Nobelpreisträger Böll, der noch gegen den Nato-Doppelbeschluss auf die Strasse gegangen war, dürfte sich im Grab umgedreht haben. Geldgeber des PR-Instituts ist unter anderem die pro-ukrainische International Renaissance Foundation, also im Grunde George Soros.

Das Verbindungsstück zu Guérot ist jener Markus Linden, der in der *FAZ* zum Angriff blies. Er schreibt auch Papers für das Zentrum Liberale

Moderne und hatte die beiden *FAZ*-Artikel mit den Vorwürfen gegen Guérot vermutlich bereits in der Schublade liegen. Auf Veranlassung von Bahners? Um dem Zentrum zu gefallen? Linden wird zudem ein gewisses Eigeninteresse nachgesagt: Er soll Mitbewerber auf Guérots Stelle an der Uni Bonn gewesen sein. Eine mehrmalige Anfrage hierzu liess er unbeantwortet. Beiratsmitglied Nassehi ätzte auf Twitter bereits gegen Guérots Corona-kritisches Buch und attestierte diesem einen «autoritär-faschistischen Sound». Ein Fall von Kollegenneid? Guérot schreibt die Bestseller, Nassehi eher umständliche Wälzer, die klingen, als würde sich Niklas Luhmann noch unverständlicher ausdrücken.

### Hochzeiten der Propaganda

Der eigentliche Skandal hinter dieser Posse: Im angeblich «besten Deutschland, das es je gegeben hat» (Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier) geht es schon lange nicht mehr um Diskussionen bei den grossen Themen, egal, ob Klima, Corona oder Krieg. Es geht darum, die Einheitsfront zu versammeln. Militärisch gesprochen, findet eine mediale Vergatterung, ein Ruf zum Dienst, statt. Wer diesem nicht folgt und aktiv dagegen arbeitet, wird zum Verräter gestempelt. Das Kalkül ist klar, es geht um die Neutralisierung einer Person, die eine Gefahr für das Narrativ darstellt: Wer sich mit Vorwürfen in eigener Sache beschäftigt, hat automatisch weniger Zeit für Kritik an Corona-Massnahmen und Ukraine-Krieg. Selten waren jedoch differenzierende, verständnisfördernde Diskussionen so dringend wie jetzt. Kriegzeiten sind nun mal Hochzeiten der Propaganda. Stattdessen erleben wir erneut: «Wenn die Fahne fliegt, ist der Verstand in der Trompete.»

Milosz Matuschek ist Jurist und Publizist. Er betreibt den Blog «Freischwebende Intelligenz» und war Stipendiat und Vertrauensdozent der Heinrich-Böll-Stiftung.



## Christian Lindners Stochern im Nebel

Wahlen können heilsam sein. Die Ampel-Regierung in Berlin hatte sich zu Beginn der Legislatur ewige Treue geschworen – was nur bedeuten konnte, dass sich der Partner, dem die Ampel die meisten Kompromisse abverlangt, selbst untreu werden musste. Das waren die Liberalen.

Parteichef und Finanzminister Christian Lindner war nicht wiederzuerkennen: Erst gab er Kredite frei, die zur Bewältigung der Corona-Krise dienen sollten, und liess zu, dass sie in einem Klima-Rettungs-Fonds landeten. Dann machte er bei Entlastungspaketen mit, bei dem jeder irgendwas bekommt, aber es keinem richtig hilft. Es folgten drei Landtagswahlen, in denen die FDP auf die Nase fiel. Der Finanzminister war auf das Format eines Kassenschranks geschrumpft, der nur noch nachzählte, wie viel man ihm aus seinem Tresor entnahm.

Inzwischen schaltet Lindner wieder um: Laufzeit-Verlängerung für Atomkraftwerke, Gasbohrungen in der Nordsee, keine Extrasteuer für die Kriegsgewinner unter den Mineralöl-Konzernen. Noch ist das Ganze ein Stochern im Nebel. Falls Lindner Hilfe bei der Themenfindung braucht: Das Kernthema eines liberalen Finanzministers heisst Preisstabilität. Ohne sie ist alles nichts. *Oliver Stock*

## Biden will Öl-Embargo gegen Venezuela lockern

Noch hat es Washington nicht bestätigt, aber gemäss Presseberichten will Präsident Joe Biden die Öl-Embargos gegen Venezuela und den Iran lockern. Damit soll die Versorgungslage der USA und Europas im Lichte des Ukraine-Krieges verbessert werden.

Der Schritt hat Züge einer Verzweiflungstat und belegt gleichzeitig, dass wirtschaftliche Sanktionen kein probates Mittel sind, autoritäre Regimes zu destabilisieren.

Die Sanktionen gegen Venezuela traten in Kraft, nachdem Nicolás Maduro die Präsidentschaftswahl 2018 gestohlen hatte. Bis heute anerkennen die USA Maduros Gegenkandidaten Juan Guaidó als offiziellen Interims-Präsidenten. Gleichzeitig verhandeln sie mit der Maduro-Regierung über die Lockerung des Embargos – Geopolitik aus Absurdistan. Maduros sozialistisches Schreckens- und Hungerregime hat seit 2018 fünf Millionen Menschen ausser Landes getrieben. *Florian Schwab*

# Früchte des Zorns

Wer wissen will, wie die Russen denken, sollte Dmitri Medwedew auf Telegram folgen. Der ehemalige Staatspräsident lässt dort seiner tiefen Enttäuschung über den Westen freien Lauf.

Thomas Fasbender

**E**igentlich postet Dmitri Medwedew täglich. Dabei bietet der Vorsitzende der Regierungspartei «Einiges Russland» und ehemalige Staatspräsident (2008–2012) Einblick in die Weltsicht, die Motive und Ziele der Moskauer Führung. Sein Telegram-Kanal thematisiert die bevorstehende Annexion des Donbass ebenso wie die russische Entschlossenheit, Weizenexporte vom Zurückschrauben der westlichen Sanktionen abhängig zu machen.

Medwedew begleitet seinen Herrn, den Staatspräsidenten, seit 31 Jahren. Sein Talent: Er hat gelernt, wie Putin zu denken, er ahnt ihn voraus. Nur selten hat er sich dabei zu weit aus dem Fenster gelehnt. Selbst als Präsident – Putin war damals Premierminister – hat er fast alles richtig gemacht. Die ein, zwei Mal, als unzulässige Ambitionen ihn benebelten, waren schnell vergessen.

## Mehr Offensive, mehr Druck

Es lohnt sich also, Medwedew zuzuhören; er bündelt die herrschende Meinung. Am 7. Juni 2022 schrieb er: «Ich werde oft gefragt, warum meine Telegram-Posts so scharf formuliert sind. Ich kann es sagen – ich hasse sie. Sie sind Missgeburten und Abartige. Sie wollen unseren Tod, den Tod Russlands. Und solange ich lebe, werde ich alles tun, damit sie verschwinden.»

Man darf raten, wer mit «sie» gemeint ist. Es fällt nicht schwer. Offensichtlich war es wieder

einer der (wie gesagt: seltenen) Momente, in denen Medwedew zu weit gegangen ist. Seither ist auf seinem Kanal nur ein kurzer Glückwunsch zum russischen Nationalfeiertag zu sehen, mit dem Luftbild einer friedlichen Landschaft grün in grün.

Für den zitierten Post gibt es konkurrierende Interpretationen. Ein Kreml-Kritiker meinte, Medwedew wolle sich den Kreml-Falken andienen, die seit längerem auf eine schärfere Gangart drängen: Generalmobilmachung, mehr Offensive, mehr Druck. In ihren Augen hängt dem Ex-Präsidenten das Image des liberalen Pro-Westlers an, des Liebhabers amerikanischer Gadgets und europäischen Luxus. Will er sich bei ihnen lieb Kind machen? Schielt er auf die Rückkehr in den Kreml im Zeichen des neuen heiss-kalten Krieges?

Der Post lässt sich auch anders lesen: als missglückte Loyalitätsbekundung, als unzulässig offenherzige Wiedergabe von *his master's voice*. Man kann inzwischen davon ausgehen, dass Wladimir Putin dem Westen echten Hass entgegenbringt. Wer nun behauptet, das sei immer so gewesen, macht es sich zu leicht. Dieser Hass ist das Produkt einer Evolution. Bill Clintons Russland-Berater Strobe Talbott fürchtete schon 1993, der allzu grosse Sieg des Westens im Kalten Krieg könnte sich in eine erschreckende Niederlage verkehren – «if we lose Russia».

Drei Jahrzehnte später ist es so weit. Mit dem Unterschied, dass der Westen diesen Verlust (noch) nicht als Niederlage empfindet. Vorerst herrscht die Freude über die Revitalisierung der Nato und die solidarische Opposition mit der attackierten Ukraine. Es ist eine moralische Selbstbestätigung; die realpolitische Einschätzung der Folgen steht noch aus.

## «Chamberlain» ruiniert Karrieren

Auf der Gegenseite wird der Abschied vom Westen und von Europa täglich manifester. Medwedews Hass ist nicht nur real, er erklärt auch die hohen Zustimmungswerte unter der russischen Bevölkerung. Wer mässigend auf Zurückhaltung drängt oder daran erinnert, dass es irgendwann eine Nachkriegszeit geben wird, wird zumindest totgeschwiegen. Das betrifft auch loyale und prominente Anhänger des Systems. Der angesehene Metropolit Hilarion, langjähriger Leiter des kirchlichen Aussenamts und als Nachfolgekandidat des russisch-orthodoxen Patriarchen gehandelt, wurde zum Bischof des unbedeutenden ungarischen Sprengels degradiert. Die junge Juristin Natalja Poklonskaja, nach 2014 ein Aushängeschild der Krim-Integration, verlor ihren Posten als Stellvertretende Leiterin der Organisation Rossotrudnischestwo, einer Art russischen Goethe-Instituts. Hilarion war nicht einmal mit öffentlichen Äusserungen hervorgetreten; von ihm war nur bekannt, dass er den Ukraine-Krieg am liebsten schweigend kommentierte.

Nicht nur in Russland – und nachvollziehbarer Weise in der Ukraine – droht die Auseinandersetzung im Hass zu versinken. Auch in den westlichen Unterstützerländern wird aus dem kompromisslosen Bekenntnis zum ukrainischen Sieg ein moralischer Imperativ. Wer auf der richtigen Seite stehen will, fordert Waffenlieferungen, als ob es kein Morgen gäbe. Gross ist die Angst, als *appeaser* dazustehen. Das Wort Chamberlain ruiniert Politikerkarrieren, und der Putin-Hitler-Vergleich ist inzwischen ein Allgemeinplatz.

Wer fragt noch, ob das alles der Wahrheitsfindung dient? Oder der richtigen Politik?



Schielt er auf die Rückkehr in den Kreml? Politiker Medwedew.

# KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



Die Netflix-Aktie stürzt in den Abgrund der Streaming-Müdigkeit. Tom Cruise, bald sechzig, ist mit «Top Gun: Maverick» Hollywoods Überschall-Überflieger. Aber alle staunen und seufzen und schmunzeln über den Freispruch und das mögliche unmögliche Comeback des Johnny Depp.

Johnny Depp, 58, trank Ale in einem Pub in England, als er in den USA wiedergeboren wurde. Die sieben Geschworenen aus Virginia (Druckstätte und Online-Basis der *Washington Post*) verliehen dem gestürzten Weltstar nach sechs Wochen Live-TV-Prozess neue Flügel.

Das Urteil: Seine Ex-Frau Amber Heard (36, «Aquaman») hatte ihn mit einem Kommentar in der *Washington Post* (Besitzer: Jeff Bezos) verleumdet. Er verlor deshalb die Rolle des Captain Jack Sparrow in Disneys Welthit «Pirates of the Caribbean – Part 6» und seine 22-Millionen-Dollar-Gage. Jetzt erhält er zehn Millionen von ihr. Sie zwei Millionen von ihm. Die Anwälte bekommen am meisten.

Der vereinfachte Richterspruch: Heard hat gelogen. Depp hat die Wahrheit gesagt – er ist kein «Frauenschlager».

Johnny setzte sich an seine fünfzig Jahre alte Reiseschreibmaschine (!) und tippte über Instagram seinen Dank an seine 22,6 Millionen Follower: «Die Jury gab mir mein Leben zurück. Ich bin voller Demut.»

Ist der Freispruch das Comeback des Johnny Depp? Ich glaube: ja.

Johnny Depp hat in seiner Karriere 650 Millionen Dollar verdient – vieles davon ist weg.

Warner Bros. feuerte ihn bei «Dumbledores Geheimnisse», zahlte aber seine 14-Millionen-Dollar-Gage. Und Dior blieb seinem Parfüm-Macho «Sauvage» französisch stets treu.

Mit Johnnys ikonischer Piratenfigur hat der Kinderkonzern Disney Milliarden kassiert. Er selbst schliesst eine Rückkehr aus. Kult-Produzent Jerry Bruckheimer (79, «Top Gun: Maverick») tut es nicht. Es gibt zwei Drehbuchfassungen für «Fluch der Karibik 6» – eine mit und eine ohne Depp.

Johnny Depp ist eine wiederaufgetauchte «Titanic». Er ist der faszinierendste, widersprüchlichste und geläutertste Star der Welt. Eine Biografie wie ein Erdbeben. Vom schwarzen Loch des Ruhms zum Sonnenaufgang.

*Welcome back, Johnny!*

Hollywood ist auch ein Fegefeuer. Johnny Depp muss noch ein bisschen brutzeln. Ein Top-Produzent prophezeit in *Vanity Fair*: «Die beiden haben schmutzige Wäsche gewaschen. Es wird etwas dauern, bis man sie einem weltweiten Publikum präsentieren wird.» Der Live-TV-Prozess war ein Riesenschlüsselloch in die Ehehölle im Hollywoodparadies.

Doch Depp hat Zeit. Er hat vielleicht noch 100 Millionen Dollar. Er besitzt ein Dorf bei Saint-Tropez (zu verkaufen für 23 Millionen Dollar). Sein Versteck ist seine Bahamas-Insel. Er hat fünf (!) Penthäuser in L. A. und ein Anwesen mit fünf Häusern in den Hollywood Hills.

Seine 52-Meter-Jacht «Vajoliroja» (Anfangsbuchstaben seiner Familie) hat er schwe-

ren Piratenherzens an «Harry Potter»-Erfinderin J. K. Rowling verkauft.

Johnny Depp wird den Weg der kleinen Filme gehen. Ein Insider: «Er ist noch etwas Krypto-skeptisch. Aber warum soll er sich sorgen? Er wird Video-on-Demand ausprobieren, und dabei wird es ihm gutgehen.» Er wird keine Giganten-Gagen kriegen – vorerst. Ein Agent: «Johnny ist Teil einer Gruppe von Superstars, die diese unglaublichen Millionen verlangen konnten. Aber jede Entschuldigung, diese Summen nicht mehr zu zahlen, werden die Hollywoodbosse nützen.»

Kultregisseure lieben Johnny nach wie vor. Netflix, Streaming-Gigant und Urfeind von Disney, wird ihm Angebote machen, die er nicht ablehnen kann oder will. Johnny kann auch warten auf «Fluch der Karibik, Teil 7 – Die Rückkehr des Jack Sparrow» (Copyright: Körzi).

Die beste Rache an Hollywood ist es, sein Comeback lächelnd zu genießen – genau wie sein Urfreund, der ihn einst in Hollywood einschleuste: Kultstar Nicolas Cage (58, «The Rock», «Leaving Las Vegas», «Mondsüchtig»). Der Neffe von Regie-Genie Francis Ford Coppola (83, «Der Pate» 1–3) hatte dem Pleite-Gitarristen Johnny vor 38 Jahren die erste Filmrolle verschafft («A Nightmare on Elm Street», 1984).

Am 9. Juni feierte Johnny Depp seinen 59. Geburtstag. Er feierte den ersten Tag vom Rest seines neuen Lebens.

# «Ich dachte immer, jedes Mittel sei recht, um zu siegen»

Tennis-Ass Roscoe Tanner gewann das Australian Open und stand im Wimbledon-Final. Später landete er im Knast. Ein Gespräch über Erfolg, Kriminalität und Boris Becker.

Tom Kummer

**Weltwoche:** Mister Tanner, Sie erinnern sich bestimmt an den 5. September 1979, 9:30 PM.

**Roscoe Tanner:** Klar. Es wurde dunkel in New York ... (*Lacht*)

**Weltwoche:** In der Schweiz ist es früher Morgen, 03:30 Uhr. Tennisfans sitzen vor dem Fernseher. Sie spielen unter Flutlicht im grössten und berühmtesten Tennisstadion der Welt. Und besiegen im Halbfinale der US-Open meinen Helden, die Nummer 1 im Tennis, Björn Borg.

**Tanner:** Wollen Sie mich deswegen verhaften?

**Weltwoche:** Vielleicht hätte man das damals schon tun sollen. Ihr krimineller Aufschlag war schuld. Der härteste Aufschlag Ihrer Generation. Borg war auf dem Weg zum Grand Slam. Das Spiel war absichtlich am Abend angesetzt. Borg konnte Ihren Aufschlag nicht «lesen». Und ich habe in dieser Nacht noch geweint.

**Tanner:** *Oh no!* Das tut mir leid (*Lacht*). Der Fernsehsender CBS wollte hohe Einschaltquoten, forderte ein Abendspiel. Ich habe mir damals sagen lassen, 52 Millionen hätten den Match weltweit gesehen. Ein Einschaltrekord.

**Weltwoche:** Die Beleuchtung im Louis Armstrong Stadion war dürrig. Und Sie waren der erste Profi, dessen Spiel in erster Linie auf der Stärke seiner Aufschläge beruhte. Im dritten Satz wurde sogar ein neuer Geschwindigkeitsrekord gemessen: 223 km/h.

**Tanner:** Stimmt. Das Spiel war voller dramatischer Momente. Im vierten Satz riss eine Netzschnur, nachdem ich den Service an die Netzkante gefeuert hatte. Das Spiel musste unterbrochen werden.

**Weltwoche:** Ihre Aufschlagbewegung war extrem kurz.

**Tanner:** Als Linkshänder hatte ich einen flachen Ballwurf und feuerte den Ball noch im Aufsteigen ab. Also bevor der Ball den höchsten Punkt erreicht. Kaum ein Gegner konnte meinen Aufschlag erkennen.

**Weltwoche:** Sie wurden Australien-Open-Sieger, waren Wimbledon-Finalist, die Nummer 4 der Welt. Man nannte Sie «The Rocket». Heute gelten Sie als der *granddaddy* der sogenannten Servebots – Spieler wie Ihr Landsmann John Isner, deren Hauptstärke ein knallharter Auf-

schlag ist. Was aber auch für Langeweile sorgt: Pängl! Und der Punkt ist vorbei.

**Tanner:** Wir Amerikaner lieben Spieler mit knallharten Aufschlägen.

**Weltwoche:** In Europa legt man eher Wert auf dramatische Ballwechsel. Weniger Actionfilm, mehr Erzählkino ...

**Tanner:** Na ja, ich dachte immer, jedes Mittel sei recht, um zu siegen. Im Übrigen hat kein Spieler seinen Aufschlag über die Jahre dermassen weiterentwickelt wie Ihr Landsmann, Roger Federer.

**Weltwoche:** Roger servierte aber nicht reihenweise Asse.

**Tanner:** Sein Aufschlag ist aber an ... Effizienz kaum zu überbieten. Niemand – seit John McEnroe und Pete Sampras – hat Leichtigkeit und Effizienz idealer miteinander kombiniert.

**Weltwoche:** Und wie funktioniert so was?

**Tanner:** Durch entspanntes Handgelenk und lockeren Unterarm in der Bewegung bringt Federer maximale Energie auf den Ball. Vor allem die Präzision und das Servieren in Drucksituationen stechen bei ihm heraus.

**Weltwoche:** Mister Tanner, obwohl wir jetzt schon einige Namen von Aufschlagsriesen erwähnt haben: Einer fehlt, vielleicht der wichtigste Namen von allen.

**Tanner:** Boris!

**Weltwoche:** Genau. Keine Aufschlagbewegung wurde wohl häufiger imitiert als die von Boris Becker. Er hat mit einem raketenartigen Power-Service das Tennis revolutioniert und die Ära schneller Aufschläger geprägt. Sie unterrichten ja heute in Orlando, Florida, wo Sie sich gerade aufhalten. Erklären Sie uns doch kurz: Wie hat Boris Becker serviert?

**Tanner:** Das Tempo generierte er durch den Einsatz seiner Beine und die tiefe Kniebeuge. Im Unterschied zu den meisten anderen Rechtshändern landete Becker nach dem Aufschlag auf

seinem rechten Bein. Durch seine Variante des Eastern-Vorhandgriffs beim Service war die Aufschlagrichtung von Becker schwer zu lesen.

**Weltwoche:** Da muss ich Sie korrigieren. Andre Agassi will anhand der Zungenbewegung erkannt haben, in welche Richtung Becker servieren würde.

**Tanner:** Kann ich kaum glauben. Obwohl ich anfänglich vor meinen Aufschlägen auch mit der Zunge schnalzte. Schrecklich. Bis ich gemerkt habe, dass ich mir irgendwann die Zunge abbeissen könnte.

**Weltwoche:** Vielleicht steckt die kriminelle Energie eines Tennisspielers ja auf seiner Zunge.

**Tanner:** Was soll das heissen?

**Weltwoche:** Das soll heissen: Wir sollten jetzt auf Ihr Leben nach einer grandiosen Tennis Karriere zu sprechen kommen. Ist ja alles nicht ganz normal verlaufen.

**Tanner:** *Oh no!*

**Weltwoche:** Sie hatten Schulden in Millionenhöhe. Es folgten Scheckbetrug, schwerer Diebstahl, Urkundenfälschung. Mehrere Gefängnisaufenthalte. Ein Jahr im Hochsicherheitstrakt von Pinellas County, Florida. Bilder

von Ihnen mit an die Taille gefesselten Händen gingen um die Welt.

**Tanner:** Erinnern Sie mich bitte nicht daran. Ich dachte damals, das wahre Leben sei wie ein grosses Tennismatch. Und so, wie ich auf dem Platz mein Gegenüber dominiert habe, so wäre ich auch sonst überall Herr der Lage.

**Weltwoche:** Wie kommt der Mensch zur kriminellen Energie? Waren Sie einfach überfordert? Geplatze Immobiliengeschäfte trieben Sie in den Ruin, den Unterhalt für Ihre Töchter aus zweiter Ehe haben Sie nicht bezahlt. Und die Polizei hat Sie deswegen während eines Seniorenturniers auf dem Platz verhaftet. Und immer gingen Sie mit diesen Situationen um wie mit einer Niederlage bei einem Tennismatch. Sie dachten nicht darüber nach.



«Braucht er Therapie?»: Polizeifoto, 2006.



**Tanner:** Das ist es doch, was grosse Tennisspieler stark macht, oder? Sie lassen sich von nichts und niemandem ablenken ...

**Weltwoche:** Ihre kriminelle Energie liess sich damit aber nicht unterdrücken.

**Tanner:** Okay, okay. Dann können Sie mir vielleicht mal erklären, was Sie unter «krimineller Energie» genau verstehen?

**Weltwoche:** Die Forschung zählt dazu Leute, die zu Straftaten bereit sind und diese auch dann begehen, wenn ein erheblicher Aufwand dazu erforderlich ist, sie durchzuführen. Es ist die Umschreibung einer Grundhaltung für jemanden, der seinen Ehrgeiz, seine Lust und Erfindungsreichtum dafür einsetzt, Gesetze und Regeln zu überschreiten und anderen zu schaden. Da sind Schwarzfahren oder Ähnliches nicht dabei.

**Tanner:** Ich merke schon, Sie wissen, von was Sie reden. Ich habe Sie gegoogelt. Sie haben ja auch schon einiges auf dem Kerbholz ...

**Weltwoche:** Ganz im Gegensatz zu Ihnen wurde ich nie verklagt. Mein Strafregisterauszug verweist auf einen tadellosen Leumund.

**Tanner:** Wie würden Sie denn Ihre kriminelle Energie erklären?

**Weltwoche:** Mit krimineller Energie hat das nichts zu tun. Ich halte mich eher für einen Nonkonformisten.

**Tanner:** Nonkonformist? Was soll das heissen?

**Weltwoche:** Eine Haltung oder philosophische Positionen, die nicht mit den allgemein anerkannten Ansichten oder dem kulturellen Mainstream übereinstimmen.

**Tanner:** Sind Sie mit dieser Haltung reich geworden?

**Weltwoche:** Darum geht es nicht beim Nonkonformismus. Man sucht eine Gegenkultur. Ein subversives Spiel, um neue kulturelle Grenzen auszuloten. Vielleicht auch, um einen gesellschaftlichen Fortschritt zu forcieren. So wie Sie in den 1970er Jahren den Kanonenaufschlag entwickelt haben und damit eine neue Bewegung im Tennis einläuteten.

**Tanner:** Interessant. Und wegen so was wollten Sie mit mir sprechen?

**Weltwoche:** Nein, natürlich interessiert mich in erster Linie Ihre Meinung zum Fall Boris Becker. Ein ähnlicher Fall wie Ihrer.

**Tanner:** Wieso sprechen Sie nicht direkt mit Becker?

**Weltwoche:** Geht nicht. Er wartet das *one million Dollar*-Interview nach seiner Haftentlassung ab.

**Tanner:** Ich war also nur zweite Wahl. *(Lacht)*

**Weltwoche:** Genau. Trotzdem: Was kann uns «The Rocket» zur kriminellen Energie von Boris Becker erzählen?

**Tanner:** Nichts. Ich kenne nur meinen Fall. Ein ganzes Team von Kriminalforschern wurde im Knast auf mich angesetzt. Sie rekonstruierten meine gesamte Entwicklung – durch Befragung,



«Als Kind wollte ich einfach immer nur in den Wald»: Tanner in Wimbledon, 1979.

Aktenstudium und weitere Recherchen. Warum hat ein Wimbledon-Finalist und Björn-Borg-Bezwinger betrogen und gestohlen? Was sind seine Perspektiven nach der Haftentlassung? Was für berufliche Chancen hat er? In welcher

*«Die Experten kamen zum Schluss, ich sei ein fauler Hund und von einer Kindheit in Reichtum versaut.»*

persönlichen Situation ist er? Welche sozialen Kontakte hat er? Welche Hoffnungen, Wünsche und Präferenzen? Wie wahrscheinlich ist es, dass er wieder in Situationen gerät, in denen er straffällig wird? Braucht er Therapie? *Self-monitoring*?

**Weltwoche:** Klingt aufwendig.

**Tanner:** Hat aber alles nichts genutzt.

**Weltwoche:** Wieso nicht?

**Tanner:** Die Experten kamen zum Schluss, ich sei einfach ein fauler Hund und von einer Kindheit in reichen Verhältnissen versaut.

**Weltwoche:** Was brauchen Täter wie Sie oder Boris Becker? Resozialisieren oder Wegsperrern? Gibt es Menschen, die gar nicht anders können, als kriminell zu werden?

**Tanner:** Bei mir wurde eine riesige Spannweite festgestellt: psychische Erkrankung, soziale Defizite, verzerrte Wahrnehmung, oder auch: Mister Tanner hat halt Schwierigkeiten, emotionale Signale wahrzunehmen, und kann nur schwer Hemmungen aufbauen, bla, bla, bla. *(Lacht)* Nach jedem Scheckbetrug oder Diebstahl zeigte ich mich zwar reumütig, fiel aber immer wieder in alte Muster zurück.

**Weltwoche:** Dabei hatten Sie als junger Mann alles, was es braucht, um im Leben erfolgreich zu

sein. Mit Ihren blonden Locken und den feinen Gesichtszügen sahen Sie wie ein Filmstar aus Hollywood aus. Ihr Charme machte Sie zu einem beliebten Gesprächspartner. An der Riviera trafen Sie sich mit Fürst Rainier von Monaco auf einen Drink, Ronald Reagan lud Sie ins Weisse Haus ein. Sie haben an der renommierten Stanford-Uni studiert, machten Reklame für Seife und sassen in der Jury zur Wahl der Miss USA. Ich versuche es darum nochmals: Wieso wurden Sie kriminell, Mister Tanner?

**Tanner:** Ich weiss es nicht!

**Weltwoche:** In Orson Welles' «Citizen Kane», dem vielleicht besten Film aller Zeiten, gibt es den Schlitten «Rosebud», der auf ein «schwarzes Loch» in der Kindheit verweist, dieses spezielle Etwas, das man in seiner Kindheit verloren hat oder einem entzogen wurde. Wie sieht das bei Ihnen aus?

**Tanner:** Lassen Sie mich kurz überlegen ... *(Stille)* ... Als Kind wollte ich einfach immer nur in den Wald. Der Wald war vielleicht mein Schicksal.

**Weltwoche:** Der Wald?

**Tanner:** Ja! Ich lernte dort meine Ausholbewegung beim Service. Ich schwang immer und immer wieder meinen Tennisschläger gegen fallendes Laub. Irgendwann hat es mir mein Vater verboten. Das war ein Schock für mich.

**Weltwoche:** Vielleicht hätten Sie Holzfäller statt Tennisprofi werden sollen.

**Tanner:** Stimmt! Dann wäre ich ein glücklicherer Mensch geworden.

**Tom Kummer**, 61, war Schweizer Juniorenmeister im Tennis und gehört bis heute zu den besten Spielern seiner Generation.

# Lehrermangel ist hausgemacht

Und wieder erklingt das Klagelied von den fehlenden Pädagogen.  
Als ob man nichts dagegen tun könnte.

Régis Ecklin

Alle Jahre dieselbe Jeremiade: Die Schweiz habe zu wenige Lehrer. Jeder fünfte wirft in den ersten fünf Jahren den Bettel hin, und über zwei Drittel arbeiten nur Teilzeit. Von der Bildungsschickeria ist einmal mehr das ebenso alte wie haltlose Credo zu hören, nach dem sich das Problem mit finanziellen Zuspüpfen lösen liesse. In Wahrheit wird der Lehrermangel seit Jahren behördlich gefördert.

Folgende Entwicklungen haben den Notstand herbeigeführt: Unser Schulsystem ist überreguliert. Aufwendige Beurteilungsverfahren, rekursichere Dokumentationen, hürdenreiche Disziplinar massnahmen, hohe Sitzungskadenz, Mitarbeit an unzähligen Konzepten, diverse Standortbestimmungen und endlose Absprachen über Sprachförderung, Logopädie und andere sonderpädagogische Massnahmen mit zahlreichen Fachinstanzen binden einen Grossteil der Ressourcen der Lehrer.

## Überforderung im Alltag

Die Pädagogischen Hochschulen hängen dem idealisierten und schöngeistigen Weltbild der 68er Bewegung nach. In der Ausbildung zum Lehrer werden antiautoritäre Erziehungsideale vermittelt, die Führung, Verbindlichkeit und Sanktion verteufeln. Hierarchien wurden eingestampft. Der Lehrer ist kein Vorbild, keine übergeordnete Grösse mehr, sondern soll als «Coach» den Schülern «beratend» zur Seite stehen.

Diese Selbstkasteiung wird vor allem von Schülern im Teenageralter geradezu als Aufforderung zum Ungehorsam wahrgenommen, so dass führungsschwache Lehrer heute einen Grossteil ihrer Energie in die Erstickung subversiver Ausbrüche von Schülern investieren. Diese Überforderung im Alltag trägt massgeblich zur hohen Abbruchrate von Neulehrern bei. Auch in der Schule gilt: Wer nicht führt, der wird geführt.

Der integrative Unterricht, bei dem der Anwärter aufs Gymnasium in der gleichen Klasse sitzt wie der Migrant, der nur radebrechend

Deutsch spricht, und der Sonderschüler, dessen Konzentrationsvermögen bereits zu Beginn der Stunde ausgeschöpft ist, wird in zahlreichen Schulen vorgeschrieben. Viele Oberstufenklassen werden nicht mehr nach Leistungsfähigkeit der Schüler getrennt. Statt beispielsweise drei Klassen mit je einem Lernstand gibt

## Die Pädagogischen Hochschulen hängen dem idealisierten Weltbild der 68er Bewegung nach.

es in vielen Schulen in einem Jahrgang drei Klassen mit je mindestens drei verschiedenen Lernständen. An gewissen Schulen werden sogar verschiedene Altersgruppen in die gleiche Klasse eingeteilt.

Mit dem Ziel, die «sozialen Kompetenzen» der Schüler zu fördern, erfolgt eine Mischung der unterschiedlichsten Entwicklungs- und Lernstände in einer Klasse. Das Groteske dabei: Gerade um diese ohne Not forcierte Heterogenität abzufedern, wird von Lehrern erwartet, dass sie im Unterricht verschiedene Tempi anschlagen, diverse niveaugerechte Übungen erstellen und schliesslich auch bei den Prüfungen nach Lernstand differenzierte Aufgaben entwickeln. Da in der Praxis kaum durchführbar, bedeutet dies für die schwachen Schüler eine permanente Überforderung, für die starken Schüler eine Nivellierung nach unten. Und für den Lehrer stellt dieses System einen

erheblichen Mehraufwand in Planung, Durchführung und Nachbearbeitung dar.

Um mehr Interessenten für den Lehrerberuf zu gewinnen, müsste man die Ausbildung attraktiver gestalten. Aufgrund von Partikularinteressen wird das Gegenteil gemacht. Wer heute Primarlehrer oder Kindergärtner werden will, braucht eine Matura – und zwar nicht als Austrittszeugnis, sondern als Voraussetzung, um die Ausbildung überhaupt antreten zu können. Danach erwartet den Kandidaten eine dreijährige Erziehung zur politischen Korrektheit und gendergerechten Sprache, die mit Bachelor-Diplom abgeschlossen wird.

Als ob das nicht schon wahnsinnig genug wäre, fordern die Rektoren der Pädagogischen Hochschulen, dass Kindergärtner und Primarlehrer neu sogar einen Master absolvieren sollen. Die Ausbildung würde von drei auf rund viereinhalb Jahre verlängert. Der Schweizer Lehrerverband – mehr Steigbügelhalter von Hochschulfunktionären als Lehrervertretung – unterstützt dieses Ansinnen.

## Wahnsinn hat System

Dass die Bildungsbeamten bei akutem Lehrermangel die Ausbildung verlängern und erschweren wollen, ist kein Zufall. Durch die längere Ausbildung winken neue Pöstchen im pädagogischen Hochschulapparat sowie willkommene Geldzuwendungen. Der Wahnsinn hat durchaus System.

Was die Schule braucht, sind tüchtige, gewissenhafte und leidenschaftliche Lehrer, für die die Erfüllung des Auftrags an oberster Stelle steht. Das trifft auf einen Grossteil der Lehrer zu. Sie investieren viel und gern in alles, was dem Unterricht zugutekommt. Leider werden sie von der Bildungspolitik zu Bürokraten und Verwaltern degradiert, die politische Fehlentwicklungen sowie weltfremde Entscheide von namenlosen Beamten ausbaden müssen.



„Und hier unser aktuelles Buch zum Thema Inflation...“

Régis Ecklin ist Sekundarlehrer in Herrliberg.

# Schwindler Magellan

Er gilt als «grösster Seefahrer aller Zeiten».  
Wenn er das denn gewesen wäre!

Wolfgang Koydl

Zwei Galaxien sind nach ihm benannt, Krater auf Mond und Mars, ein Asteroid, eine Nasa-Mission und etliche Wissenschaftspreise. Dazu Reiseunternehmen, Pinguine, ein Baseball-Team und eine Rockband. Und eine Meerenge: die Magellanstrasse, 600 Kilometer lang, an der Südspitze Südamerikas, die den Atlantik mit dem Pazifischen Ozean verbindet. Er hat sie entdeckt und als Erster durchfahren: Ferdinand Magellan, geboren 1485 in Portugal, gestorben 1521 – durchbohrt von einem Eingeborenen-Speer auf der philippinischen Insel Mactan.

Dazwischen lagen 36 Jahre, in denen der Spross einer Kleinadelsfamilie keines seiner Ziele erreichte. Es war ein Leben, geprägt von Rück- und Fehlschlägen, einschliesslich jener Unternehmung, für die er den Ruf der Nachwelt geniesst: die erste Umsegelung der Welt. Indes: Die hatte er nie geplant, geschweige denn vollendet. Schon auf halbem Weg erlitt ihn der Tod.

Magellans Nachruhm tat das keinen Abbruch. Sein Stern strahlt so hell wie eh und je. Im Gegensatz zu Entdeckern und Eroberern wie Columbus, Cortés oder Cook blieb er von Vorwürfen des Rassismus und Kolonialismus frei. Auch die ihm zu Ehren errichteten Denkmäler wurden nie angetastet. Nach wie vor hat das Urteil des Naturforschers Alexander von Humboldt vom «grössten Seefahrer aller Zeiten» Gültigkeit.

## Selbstbetrug und Selbstgerechtigkeit

Wenn er das denn gewesen wäre. Wenn er überhaupt etwas war, dann ein Soldat, der sich im Dienste des portugiesischen Königs Manuel in Indien, Ostafrika und Marokko schlug. Als Kaufmann versagte er jämmerlich, und ein Seefahrer war er schon gar nicht. Worüber er verfügte, waren unerschütterliches Selbstbewusstsein, an Starrsinn grenzendes Durchhaltevermögen und Charisma. Anders hätte er seine Mannschaft und

die fünf Schiffe gar nicht um die halbe Welt peitschen können – von Spanien über Südamerika und den Pazifik bis zu den Philippinen.

Allmählich werden Risse in dem vermeintlich so perfekten Bild des Entdeckers sichtbar. Detailliert setzt sich der britische Historiker Felipe Fernández-Armesto mit Magellan auseinander. Sein Urteil: Er war nicht weniger blutrünstig und brutal als andere Konquistadoren, die die Neue Welt eroberten. Ein Mann, in dem sich Ehrgeiz, Selbstbetrug, Selbstgerechtigkeit und Grausamkeit zu einer unangenehmen Mi-



An Starrsinn grenzendes Durchhaltevermögen: Magellan.

schung verbanden. Sein Glück war, dass er scheiterte, bevor er weitere Untaten begehen konnte.

Mit einem Verrat begann Magellans grösstes Projekt, die Suche nach einem westlichen Seeweg zu den Molukken, einem vom einträglichen Gewürzhandel lebenden Archipel, der heute zu Indonesien gehört. Da Portugal die östliche Route um Afrika herum kontrollierte, suchte Spanien einen westlichen Weg. Der Portugiese Magellan verdingte sich beim spanischen Rivalen, der ihm die teure Expedition von fünf Schiffen finanzierte.

Schon nach dem Auslaufen setzte sich Magellan über alle Vereinbarungen hinweg und

führte ein autoritäres Regiment an Bord. Da er nicht die von Columbus gefundene schnellste Route in die neue Welt wählte, brauchte er drei Monate bis an die brasilianische Küste. Meutereien schlug er brutal nieder, indem er einige Rädelsführer hinrichten und andere aussetzen liess. Auch mit Eingeborenen machte er kurzen Prozess.

## Kosten seines Scheiterns

Als er endlich die ersehnte Meeresdurchfahrt erreichte, musste ihm klar gewesen sein, dass seine Mission gescheitert war. Die Passage war zu weit von Europa entfernt, zu unwirtlich und klimatisch zu widrig, um jemals mit der Route um Südafrikas Kap der Guten Hoffnung konkurrieren zu können. Doch anstatt umzukehren, trieb Magellan seine erschöpften und ausgemergelten Männer weiter an – wochenlang über die endlosen Weiten des Pazifiks.

Als die Mannschaft am Äquator ankam, wurde klar, dass Magellan nie die Molukken ansteuern wollte. Stattdessen nahm er Kurs auf die Philippinen, wo er sich die von Spaniens König zugesicherte persönliche Oberhoheit über zwei Inseln sichern wollte. Doch die Bewohner der Insel Mactan lehnten sich gegen sein rabiaten Auftreten auf. Hunderte Eingeborene fielen über Magellan und ein paar Handvoll seiner letzten Getreuen her und metzelten sie nieder.

Zu diesem Zeitpunkt wusste er bereits, dass er alles verloren hatte: drei seiner Schiffe und den Grossteil der Mannschaft ebenso wie die Investitionen seiner Geldgeber und die Sympathie des Königs. Daheim würde eine hochnotpeinliche Untersuchung seines Verhaltens als Kapitän auf ihn warten.

«Ausser seinem Leben hatte er nichts mehr zu verlieren», schreibt Fernández-Armesto als Epitaph. «Indem er fiel, entging er den Kosten seines Scheiterns und legte den Grundstein für eine Legende.»

# «Kantone Luhansk, Donbass und Krim wären die Lösung»

Eine Helvetisierung hätte der Ukraine viel Unheil erspart und könnte das Nahostproblem lösen. Geschichtsprofessor Michael Wolffsohn über die Vorteile einer Konföderation in Krisengebieten.

Pierre Heumann

Tel Aviv

**D**er Historiker Michael Wolffsohn, 75, sieht sich als Legendenkiller. Statt Geschichte eindimensional zu betrachten, seziiert er mehrere Schichten, die für die gesellschaftliche Entwicklung relevant sind, von der Biologie und Genetik bis zur Ökonomie.

Die Konsequenzen, die er aus seinen Forschungen zieht, widersprechen in der Regel dem Mainstream und wirken mitunter etwas entrückt. Aber sie regen zum Nachdenken an. So plädiert Wolffsohn zum Beispiel für eine Föderalisierung von Staaten und Regionen, um Konflikte in Krisenregionen zu lösen, etwa in der Ukraine oder im Nahen Osten.

Aus jüdischer Familie stammend, diente er als Soldat in der israelischen Armee. Heute lebt er in Deutschland. Für seine Glaubensgenossen sieht er mittelfristig keine Zukunft in Europa. Wäre er jünger, würde er nach Israel auswandern, sagt Wolffsohn.

Wir erreichen ihn am Telefon in München, wo er jahrzehntelang an der Universität der Bundeswehr lehrte und bis heute zu Hause ist.

**Weltwoche:** Herr Wolffsohn, nach dem Zweiten Weltkrieg hiess es: «Nie wieder.» War das damals bloss ein Lippenbekenntnis?

**Michael Wolffsohn:** Es war sympathisch, aber naiv und unrealistisch. Ohne Wehrfähigkeit geht es eben nicht, und zur Wehrfähigkeit gehört Abschreckung. Das ist zwar eine bedauerliche Aussage, aber ich sehe als Historiker keine Alternative zur Fähigkeit, sich zu verteidigen, sowohl nach innen als auch nach aussen. Und notfalls mit Gewalt.

**Weltwoche:** Weshalb wurde die Notwendigkeit der präventiven Einschüchterung während Jahrzehnten zu wenig ernst genommen?

**Wolffsohn:** Westeuropa lebte auf einer Insel der Glückseligen, vor allem Deutschland. Es war in der komfortablen Lage, Geschäfte machen zu können, während die USA, im wahrsten Sinne des Wortes, die Kastanien aus dem Feuer holten. Auf Dauer fanden das die Amerikaner dann allerdings ganz und gar nicht



«Faktisch ist die Ukraine ja neutral»:  
Historiker Wolffsohn.

so *amusing*, übrigens schon vor Donald Trump. **Weltwoche:** Stehen wir jetzt an der Schwelle zu einem postwestlichen Zeitalter, in dem Europa und die USA gegenüber China und Russland an Einfluss verlieren?

**Wolffsohn:** Es ist ein wechselseitiges Abhängigkeitsverhältnis. Putins Aggression hat ja auch für Russland seine Schattenseiten. Seine Politik gefährdet dramatisch das für das Land dringend notwendige Know-how aus dem Westen. Für China gilt das Gleiche. Wenn sich die Volksrepublik weiterentwickeln möchte, und entwickelt hat sie sich ja in rasanter Weise, kann ihr das ohne Importe aus dem Westen und Exporte in den Westen nicht gelingen.

**Weltwoche:** Derzeit sieht es nicht danach aus, dass sich Putin durch die von Ihnen angesprochene Abhängigkeit vom Westen beeindrucken liesse.

**Wolffsohn:** Wir müssen abwarten, ob der Westen einen genügend langen Atem hat, die jetzige Ukrainepolitik Putins zu beeinflussen. Ich habe da allerdings meine Zweifel, weil die Leidensfähigkeit der westliche Wohlstandsgesellschaften erheblich niedriger ist als jene der russischen Bevölkerung.

**Weltwoche:** Wie könnte das Blutvergiessen beendet werden?

**Wolffsohn:** Da bin ich derzeit pessimistisch. Putins knallharte Aussenpolitik ist schrecklich

und inhuman. Aber sie dient seit seinem Machtantritt konsequent dem Ziel, Russland erstens zu stärken und zweitens das sowjetische Imperium wiederherzustellen. Das ist Putin zwar noch nicht gelungen, und es wird ihm auf absehbare Zeit auch nicht gelingen. Aber immerhin hat er seine Macht in den beiden Tschetschenienkriegen gefestigt, Georgien teilweise annektiert, aus Kasachstan einen Marionettenstaat Russlands gemacht, die Krim annektiert und führt jetzt einen Angriffskrieg gegen die Ukraine. Der verläuft zwar, aus Putins Sicht, nicht programmgemäss. Doch die Eroberung der östlichen Ukraine scheint voranzuschreiten und dauerhaft zu sein, ebenso wie die Annexion der Krim.

**Weltwoche:** Er sei von Kiew provoziert worden, weil sich die Ukraine dem Westen habe annähern wollen und damit ihre Neutralität aufgegeben habe, begründet Putin seinen Angriffskrieg.

**Wolffsohn:** Das ist Unsinn. Faktisch ist die Ukraine ja neutral und stellt keine Bedrohung für Russland dar.

**Weltwoche:** Sie plädieren in Ihrer Schrift «Zum Weltfrieden» für ein radikales Umdenken: weg vom traditionellen Staatenmodell hin zu föderativen Systemen.

**Wolffsohn:** Wir sehen zwar, dass sich die Ukraine mutig und teilweise erfolgreich gegen Russland verteidigen kann, zumindest bezüglich der staatlichen Existenz minus – bedauerlicherweise – territoriale Verluste. Andererseits müssen wir aber realistisch anerkennen, dass der Osten der Ukraine demografisch und kulturell ganz anders ist als der Westen des Landes. Daher wäre eine vorausschauende Politik notwendig gewesen, um den Konflikt zu entschärfen.

**Weltwoche:** Was hätte konkret getan werden müssen?

**Wolffsohn:** Die Lösung hätte eine Föderalisierung der Ukraine beinhalten müssen. Das wäre eine Bundesrepublik Ukraine mit dem Grossteil der Ukraine und den Bundesländern, ähnlich wie die Schweiz das mit den Kantonen kennt.

Nur wären das weder Uri noch Schwyz, sondern die Kantone Luhansk, Donbass oder Krim.

**Weltwoche:** Diese «Kantone» sind jetzt aber unter russischer Kontrolle.

**Wolffsohn:** Richtig. Aber vor Beginn des Kriegs hat Selenskyj einen Vorschlag in dieser Richtung unterbreitet – doch es war leider zu spät. Es wäre eine sehr vernünftige Lösung gewesen. Denn mit einer Föderalisierung im Sinne einer Helvetisierung hätte sich erhebliches Unheil von der Ukraine abwenden lassen. Der Westen hat sich übrigens auch nichts einfallen lassen, und Putin wollte ohnehin lieber Gebiete annektieren.

**Weltwoche:** Für eine föderative Lösung ist es jetzt wohl aber zu spät.

**Wolffsohn:** Es wäre immer noch möglich, auch auf der Grundlage des jetzigen Status quo, eine Lösung nach Schweizer Vorbild anzupfeilen. Dazu würden auch Sicherheitsgarantien für Russland gehören, die offenbar notwendig sind, damit Putin sein Gesicht wahren kann. Aber zu behaupten, dass die Ukraine eine Gefährdung Russlands sei und daher neutral sein müsste, ist ein Denkmuster, das mit der Realität nichts zu tun hat.

**Weltwoche:** Ein Beitritt der Ukraine zur EU oder zur Nato würde Ihren Friedensvorschlag allerdings über den Haufen werfen.

**Wolffsohn:** Mit Sicherheit nicht. Die EU ist keine militärische Allianz. Und bei einer Mitgliedschaft in der Nato sind diverse Graustufen zwischen Schwarz und Weiss möglich. Man könnte eine Assoziierung für die Ukraine entwickeln, zum Beispiel im Angriffsfall

einen Beistand für die Ukraine in Aussicht stellen, ohne dass sie Mitglied der Nato wäre. Formal betrachtet, hat die Ukraine ja seit 1994 eine Existenzgarantie, nämlich das Budapester Memorandum. Weil die Ukraine damals freiwillig bereit war, auf die A-Waffen zu verzichten und sich militärisch zu entnuklearisieren, haben vor allem Russland und die USA der Ukraine eine Existenzgarantie ausgesprochen. Was die wert ist, sieht man seit dem 24. Februar. Deshalb muss die Ukraine gut gewappnet sein. Sie orientiert sich explizit am Modell der Wehrhaftigkeit Israels.

**Weltwoche:** Beim Ihrem jüngsten Buch, «Eine andere jüdische Weltgeschichte», das Sie sich zu Ihrem 75. Geburtstag geschenkt haben, sticht der Titel ins Auge. Was sehen Sie anders als die unübersehbare Vielzahl der an-

deren Autoren, die bisher zu den Themen Israel und Judentum und deren Geschichte publiziert haben?

**Wolffsohn:** Die meisten Bücher beschränken sich auf eine vereinfachende Schwarz-Weiss-Darstellung. Sie sind allzu oft eindimensional, einschichtig. Ich bin hingegen ein grosser Verfechter der Vieldimensionalität. Zudem gibt es bei den meisten nichtjüdischen Autoren viele Tabus. Juden sind für Nichtjuden bekanntlich ein sehr glitschiges Terrain, auf dem man leicht ausrutschen kann und auf dem man deshalb keine Risiken eingehen möchte, weil das karriereschädigend sein oder zur gesellschaftlichen Isolation führen könnte.

**Weltwoche:** Sie können die Frage vermutlich nicht mehr hören, aber sie beschäftigt viele Politiker und Journalisten immer wieder: Wie lässt sich legitime Kritik an Israel von Antisemitismus abgrenzen?



«Schweizer Vorbild»:  
Ehrengarde am russischen Nationaltag in Luhansk, 12. Juni.

**Wolffsohn:** Die Frage ist heuchlerisch, denn sie unterstellt eine unwirkliche Wirklichkeit. Realität ist doch, dass Israel überall kritisiert und hart angefasst wird, von Politikern, in den Medien und am Stammtisch. Antisemitisch wird die Kritik dann, wenn die Existenz, oder besser das Existenzrecht Israels in Frage gestellt wird. Stellt man dieses nämlich in Frage, richtet sich das gegen Juden und das Judentum. Israel ist eine Lebensversicherung für Juden, auch für Juden, die keine Absicht haben, nach Israel auszuwandern. Wer den Juden diese Lebensversicherung abspricht, ist antisemitisch. Und ich möchte das deutlich von der Kritik an der israelischen Regierungspolitik abgrenzen, die natürlich legitim ist und bleibt.

**Weltwoche:** Antisemitismus sei «Fluch und Segen», schreiben Sie in Ihrem neuen Buch.

Dass der Antisemitismus ein Fluch ist, bedarf keiner Erklärung. Aber ein Segen?

**Wolffsohn:** So schrecklich diese Aussage ist: Historisch betrachtet, war und ist das millionenfache Morden von Juden über 3000 Jahre hinweg auch ein Motor des Überlebens-

«Die Ukraine orientiert sich explizit am Modell der Wehrhaftigkeit Israels.»

willens der jüdischen Gemeinschaft – egal, ob sich die Juden der Religion verbunden gefühlt haben oder nicht. Die Tragödien haben den jüdischen Zusammenhalt gestärkt. Schauen Sie sich das vielfältige Israel an. Was ist die Gemeinsamkeit zwischen einem völlig welt-offenen, säkularen Hightech-Unternehmer in Tel Aviv und einem stockkonservativen religiösen Juden in Mea Shearim? Die Bedrohung von aussen hält sie zusammen.

**Weltwoche:** Sie entschuldigen sich in Ihrem Buch fast dafür, dass Sie Wörter brauchen, die im deutschen Sprachgebrauch belastet sind. Sie setzen zum Beispiel die Vokabeln «Rasse» und «Genetik» in Anführungszeichen. Sind diese Begriffe auch siebzig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg noch eine Last?

**Wolffsohn:** Ich hatte nicht vor, mich dafür zu entschuldigen, dass ich diese Begriffe verwende. Ich will mit den Anführungszeichen aber deutlich machen, dass diese Begriffe bis heute kontaminiert sind – und dass ich sie trotzdem brauche. Es ist, wenn Sie wollen, eine pädagogische Vorgehensweise. Die Mehrheit meiner Leser dürfte die Nennung dieser Begriffe schockieren. Indem ich sie in Anführungszeichen setze, signalisiere ich ihnen «Vorsicht» – in der Hoffnung, für die Verwendung dieser durchaus zutreffenden, aber belasteten Begriffe Kopf und Herz öffnen.

**Weltwoche:** «Vorsicht» signalisieren Sie auch bei den Worten «Nation» und «Volk», wenn Sie von Israel sprechen.

**Wolffsohn:** «Die» Juden sind sowohl ein Volk als auch eine Nation, zudem auch eine Schicksalsgemeinschaft und eine Religion. Wobei sich aber nicht jeder Jude oder alle Gruppen von Juden mit «dem» Judentum oder «den» Juden individuell oder kollektiv identifizieren. Doch das sind dann jeweils nur Momentaufnahmen, die einem ständigen Wechsel unterworfen sein können. >>>

**Weltwoche:** Viele wichtige Errungenschaften, die das Judentum ausmachen, sind ausserhalb Israels entstanden. Weshalb hat Israel für Juden trotzdem einen dermassen zentralen Stellenwert?

**Wolffsohn:** In der Tat: Die Ursprünge des Judentums führen ins Ausland. Die Geschichte von Moses beginnt in Ägypten. Der Monotheismus ist eine Variation des Glaubens, der zuerst vom Pharaon Echnaton geprägt war. Der Stammvater Abraham kam aus Mesopotamien. Die Story von der Sintflut lehnt sich an Gilgameschepos an, das viel älter als die Bibel ist und aus Mesopotamien stammt. Kurz: Das Judentum ist ohne das antike Heidentum undenkbar. Die Verbindung von ursprünglich fremden Elementen mit den eigenen finden Sie auch im Christentum. Es ist ohne das Judentum undenkbar. Und der Islam ist ohne Judentum und Christentum undenkbar. Aus dieser Urmasse des menschlichen Bedürfnisses nach Metaphysischem entsteht eine Art Zellteilung, und jeder hält dann seinen Teil für das einzig

*«Ich kann beim besten Willen nicht sehen, wie die Juden in Westeuropa eine Zukunft haben.»*

Richtige. Was absurd ist. Vernünftig wäre es, dieses historische Werden zu erkennen und zu begreifen, dass es zur Toleranz keine Alternative gibt.

**Weltwoche:** Im Nahen Osten hat sich das offensichtlich noch nicht überall herumgesprochen. Ist der Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern überhaupt lösbar? Oder wird man sich damit begnügen müssen, ihn zu managen?



„Maestro! Hier sind zwei Gäste, die gerne wissen möchten, wie Sie die Broccolisuppe so cremig hin-bekommen haben...“

**Wolffsohn:** Probleme sollte man lösen, sonst lösen die Probleme uns auf. Und ja, der Konflikt ist lösbar, aber nicht auf der Basis von Nationalstaaten, also einem jüdischen und einem palästinensischen oder muslimischen. Dabei wäre, wie im Fall der Ukraine, das Schweizer Modell erneut von besonderem Interesse. Mein Vorschlag beinhaltet eine Föderalisierung.

**Weltwoche:** Eine Aufteilung des Gebiets zwischen der Mittelmeerküste und dem Jordan in Kantone?

**Wolffsohn:** Man könnte das auf zwischenstaatlicher Ebene erweitern, und dann wäre es eine Konföderation, also nicht ein Bundesstaat wie die Schweiz, sondern ein Staatenbund.

**Weltwoche:** Wie stellen Sie sich das vor?

**Wolffsohn:** In den Grenzen von 1967 ...

**Weltwoche:** ... also im israelischen Kerngebiet, ohne die Gebiete im Westjordanland, die während des Sechstagekrieges erobert wurden ...

**Wolffsohn:** ... würde eine auf Personen-gruppen bezogene Autonomie installiert, welche die jüdische und arabische Bevölkerung separat umfasst. Und zwar unabhängig davon, in welchem Teil des Landes sie leben. Es entstünde eine Vertretung der in Israel lebenden Araber, die ein eigenes Parlament hätten, das für alles ausser Aussenpolitik und Verteidigungspolitik zuständig wäre. Das Gleiche würde für die jüdische Bevölkerung gelten. Auf nationaler Ebene müssten für aussen- und sicherheitspolitische Entscheide Proporzregeln definiert werden. Auch da könnte die Schweiz ein Vorbild sein, weil sie bei der Ausbalancierung des Einflusses verschiedener Bevölkerungsgruppen sehr erfahren ist.

**Weltwoche:** Klingt reichlich wirklichkeitsfremd.

**Wolffsohn:** Es wird sich zwar nicht von heute auf morgen realisieren lassen. Aber langfristig gibt es keine Alternative dazu. Dieser Vorschlag könnte dann auf das Westjordanland ausgedehnt werden und Jordanien miteinschliessen, wo 75 Prozent der Bevölkerung Palästinenser sind. Auch der Gazastreifen wäre Teil dieser Konföderation. Allerdings demilitarisiert.

**Weltwoche:** Sie würden von Deutschland nach Israel auswandern, wenn Sie jünger wären, sagten Sie in mehreren Interviews. Dass sich Ihre Vision der friedlichen Koexistenz erst in zig Jahrzehnten realisieren lässt und dass weiterhin mit Gewalt zu rechnen ist, würde Sie nicht davon abhalten?

**Wolffsohn:** Langfristig bin ich sehr pessimistisch, was die Zukunft der jüdischen Diaspora betrifft. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lebten mehr als 85 Prozent aller Juden weltweit in Europa, heute kaum 10 Prozent, und die Quote wird weiter fallen. Denn es gibt eine massive Auswanderung von französischen Juden nach Israel. Seit dem Jahr 2000 sind rund 20 Prozent von ihnen nach Israel ausgewandert. Und die Emigration wird sich verstärken.

**Weltwoche:** Weshalb?

**Wolffsohn:** Ich sage das ganz ohne Polemik: In Europa leben immer mehr Muslime, und die Muslime in Westeuropa sind in ihrer Mehrheit alles andere als tolerant gegenüber der jüdischen Bevölkerung. Es kommt nicht nur zu verbaler, sondern auch zu physischer Gewalt. Ich kann beim besten Willen nicht sehen, wie angesichts dieser Entwicklung, die sich noch verschärfen wird, die Juden in Westeuropa eine Zukunft haben. Und in den USA gilt dasselbe. Antisemitismus von rechts paart sich wie in Europa mit einer Allianz linksliberaler Sozialisten und Islamisten. Das sind keine günstigen Rahmenbedingungen für eine jüdische Zukunft, auch im physischen Sinn.

Michael Wolffsohn: Eine andere Jüdische Weltgeschichte. Herder. 368 S., Fr. 42.90

**FOKUSKMU**  
Alle sind Wirtschaft.

## Schweizer KMU sind international erfolgreich

Ab Montag, 20. Juni, täglich ab 17.30 Uhr auf

und ab Montag, 27. Juni, täglich ab 17.20 auf

**TELE Z**

www.fokus-kmu.tv

Sponsoringpartner

# Antanzen auf Muslimisch

Warum Frauen in Europa sukzessive aus dem öffentlichen Raum verschwinden.



Letzte Woche las ich in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*: «Italien debattiert über misslungene Integration». So weit, so unspektakulär. In Deutschland haben wir schliesslich auch jahrelang über die Auswirkungen gescheiterter Integration diskutiert, ohne dass sich irgendetwas gebessert hätte.

Wie ich werden Sie diesen Artikel wohl gar nicht gross wahrgenommen haben, was bedauerlich ist, da er zum einen mehr beinhaltet, als der Titel verspricht, und zum anderen tatsächlich der einzige Artikel einer grossen deutschen Zeitung ist, der sich mit den Ausschreitungen vom Gardasee befasst hat – von denen Sie vermutlich jetzt erstmals lesen.

Denn dort, im italienischen Norden, hatten sich mehr als 2000 Jugendliche mit nord- und schwarzafrikanischen Wurzeln unter dem Motto «L’Africa à Peschiera» (Afrika in Peschiera) in den sozialen Medien verabredet, um den kleinen Badeort am Gardasee zu «erobern». Er ist aufgrund seiner direkten Lage an der Bahnstrecke Turin–Mailand–Venedig aus sämtlichen dieser Grossstädte gut zu erreichen.

Videos, die seither in den sozialen Medien kursieren, zeigen das Ausmass des Massenaufzugs: Es kam zu Schlägereien und Messerstechereien, zahlreichen Diebstählen und Sachbeschädigungen. Jugendliche sprangen auf Autos herum. Man sieht, wenn überhaupt, nur vereinzelt Frauen und Italiener. Schliesslich beendet die Polizei die «Party» in Peschiera. Doch da beginnt für einige junge Mädchen das Martyrium erst.

Am Bahnsteig kommt es kurz vor der Abfahrt des Zuges nach Mailand erneut zu chaotischen

Szenen. Abteile des Zuges werden von jungen Männern gestürmt. Darunter ein Abteil, in dem sich mehrere junge Frauen aus Mailand und Pavia befinden, die zuvor einen Vergnügungspark besucht haben. Die jungen Männer sollen gemäss Ermittlungsakten «Weisse Frauen haben hier nichts zu suchen!» gerufen haben. Es kam zu sexuellen Übergriffen. Frauen sollen regelrecht durch den Zug gejagt und an der Flucht gehindert worden sein. Erst nach einer

## *Der Feminismus in Deutschland endet dort, wo der vermeintliche Antirassismus beginnt.*

halbstündigen Fahrt konnten die Mädchen, deren verständigte Eltern die Polizei gerufen hatten, den Zug verlassen. Mittlerweile wird gegen rund dreissig junge Männer wegen sexueller Übergriffe auf junge Frauen zwischen sechzehn und siebzehn Jahren ermittelt.

Die Schilderungen erinnern nicht nur an die Übergriffe an Silvester vor dem Mailänder Dom, bei denen mehrere junge Frauen von einem Mob junger Männer nordafrikanischer Herkunft eingekesselt und sexuell bedrängt worden sind, sondern vor allem auch an die Kölner Silvesternacht 2015/2016 mit massenhaften sexuellen Übergriffen.

«Taharrush dschama’i» nennt sich das Phänomen der gemeinschaftlich begangenen sexuellen Belästigungen im öffentlichen Raum, die man bis vor einigen Jahren eher aus den islamisch geprägten Maghreb-Staaten kann-

te. Mit der Flüchtlingskrise 2015/16 kam das «Antanzen» nach Europa.

Betrachtet man die Geschehnisse in Peschiera aus diesem Blickwinkel, wird klar: Es handelt sich nicht um ein singuläres Ereignis, sondern um eine Art Okkupation des öffentlichen Raums durch Migranten und Personen mit vornehmlich muslimischem Migrationshintergrund, wie sie seit 2015/16 immer wieder in europäischen Städten vorkommt.

Der Ablauf ist fast immer gleich: Man verabredet sich via Social Media, um Chaos und Unruhe zu stiften. Fast immer kommt es zu Vandalismus, Diebstählen und vor allem sexuellen Übergriffen. Zumindest dort, wo sich Frauen noch auf die Strasse trauen.

«Partyszene» nannte man das nach Krawallen in Stuttgart vor rund zwei Jahren, weil es so schön das Offensichtliche verschleiert: dass es sich fast ausnahmslos um junge muslimische Männer handelt. Und wenn es nicht um Migranten und deren Nachfahren geht, muss man auch gar nicht erst über gescheiterte Integration und Migration reden. So einfach ist das.

Der Feminismus in Deutschland endet dort, wo der vermeintliche Antirassismus beginnt. Das, was seit einigen Jahren mittels Nichtberichten, Umbenennen und Verharmlosen passiert, ist nichts anderes als der Verrat an allem, wofür Generationen von Frauen in Europa gekämpft haben. Wer duldet, dass Migranten den öffentlichen Raum okkupieren, akzeptiert, dass Frauen aus ebenjenem sukzessive verschwinden. Umso wichtiger wäre es, auf diese Phänomene immer und immer wieder hinzuweisen. Leider passiert genau das Gegenteil.

# Weltoffenheit des Wortes

Die Meinungsvielfalt unter Handwerkern ist grösser als unter Professoren, auch in Migrationsfragen. An den Universitäten herrscht eine Elite, die einheitlich denkt.

*Oliver Zimmer*

**W**örtlich übersetzt aus der «Encyclopaedia Britannica» bedeutet «groupthink»: «Eine Art des Denkens, in dem einzelne Mitglieder kleiner, kohäsiver Gruppen dazu neigen, jenen Standpunkt zu akzeptieren, der dem perzipierten Gruppenkonsens entspricht. Und zwar unabhängig davon, ob die Betreffenden ihn als sinnvoll, korrekt oder weiterführend erachten. «groupthink» reduziert bei den davon betroffenen Gruppen nachweislich die Problemlösungseffizienz.» «Groupthink» hat also weniger mit Borniertheit zu tun als mit Konformismus und Opportunismus. Altmodisch ausgedrückt: mit einem Mangel an geistiger Unabhängigkeit und Zivilcourage.

Ich bin schon länger der Meinung, dass «groupthink» vor allem bei herkömmlichen Eliten gedeiht – also ausgerechnet dort, wo Begriffe wie Fortschritt, Innovation oder Risikobereitschaft besonders beliebt sind. Wer lange an einer Universität in Forschung und Lehre gewirkt hat, wird dies bestätigen können. Mir genügte jeweils ein einfaches Experiment, um diese These periodisch zu verifizieren.

## Originellere Beobachtungen

Diskutierte ich beim Mittagessen eine aktuelle Gesellschaftsfrage – Brexit, Klimaschutz, genderneutrale Toiletten – mit Professoren, dann waren im Schnitt 80 Prozent der Leute derselben Meinung. Bei den emeritierten Kollegen war die Bereitschaft, den Frieden zu stören, auffällig grösser als bei den jüngeren. Am geringsten war sie bei jenen, die ihr Glück im universitären Management gefunden hatten.

Besprach ich dieselben Fragen dagegen mit Handwerkern oder Nachbarn, dann war die Meinungsvielfalt stets auffallend hoch. Auch waren die gemachten Beobachtungen nicht selten origineller und differenzierter. Oft brachten die Leute, die bei mir zu Hause etwas installierten oder reparierten, neue Sachverhalte ins Spiel,

die am Mittagstisch in meinem College niemandem in den Sinn kamen.

Der Ort des beschriebenen Experiments war England beziehungsweise Oxford. Doch in der Schweiz beobachte ich denselben Trend. Oder kennen Sie einen Rektor oder Dekan einer Schweizer Universität, der sich in der Öffentlichkeit kritisch – oder zumindest sachlich ausgewogen – zum Forschungsprogramm «Horizon» der Europäischen Union geäussert hat: etwa indem er den hohen Zeit- und Verwaltungsaufwand thematisierte oder den negativen Ein-

durch eine gesamthaft grössere Vielfalt an Erfahrungen, Interessen und Sensibilitäten.

Die kognitiven Vorteile dieser Vielfalt für die Politik sind wissenschaftlich gut belegt. So begründete die Yale-Politologin Héléne Landemore kürzlich die Überlegenheit demokratischer Systeme vor allem mit der Vielstimmigkeit. Was besonders die partizipatorische Demokratie (mit Referendum und Initiativrecht) nachhaltiger macht als die Oligarchie, ist der institutionalisierte Streit der Meinungen. Ob es sich bei der Oligarchie um einen Totalitarismus à la chi-

noise handelt oder um eine Epistokratie (Herrschaft der Wissenden) à la EU, spielt hier keine Rolle: Beim Umgang mit einer unsicheren Zukunft erweist sich das vielstimmige Laientum der ein- bis zweistimmigen Expertokratie (mittel- und langfristige) überlegen.

Dass auch die britische Regierung an «groupthink» leidet, belegt ihre kürzlich vorgestellte Visa-Strategie. Danach sollen Absolventen von Universitäten, die in den globalen Rankings zu den Top 50 gehören, auf dem Arbeitsmarkt künftig bevorzugt behandelt werden.

Wer einen Bachelor- oder Master-Abschluss einer solchen Universität vorweisen kann, erhält – unabhängig von der Nationalität – eine Arbeitsbewilligung für zwei Jahre. Wer mit einem Doktorat antritt, kann sich für ein dreijähriges Visum bewerben. Erfolgreiche Bewerber dürfen ihre Familienmitglieder mitbringen. Die neue Visa-Strategie ist Teil des britischen Punktesystems bei der Migration. Mit der Beendigung der EU-Personenfreizügigkeit entsteht auf dem Arbeitsmarkt ein Gestaltungsspielraum, den die britische Regierung nutzen möchte.

Von den fünfzig Universitäten, die beim staatlichen Rekrutierungsprogramm für Hoch-



*Verengung des Blickfelds:* Universität St. Gallen.

fluss dieser Art von Forschungsförderung auf die Karrieren von Leuten, die nachweislich kreativer sind als solche, die bei «Horizon» den Jackpot trafen? Mir sind vor allem Fälle bekannt, die das genannte Programm zu einer nationalen Existenzfrage hochstilisierten.

Dieser Befund ist insofern bemerkenswert, als die Berechtigung öffentlicher Universitäten ja nicht darin besteht, zur Verengung des Blickfelds beizutragen. Diese Verengung hat nichts mit mangelnder Intelligenz zu tun, denn Professoren sind ja bekanntlich klug. Ihr Grund liegt vielmehr in der lebensweltlichen Homogenität des universitären Milieus. Im Vergleich dazu kennzeichnet sich der Rest der Bevölkerung



qualifizierte berücksichtigt werden, stammen zwanzig aus den USA. Dazu kommen vier Hochschulen aus China (University of Hong Kong, Chinese University of Hong Kong, Peking University, Tsinghua University), drei aus Kanada (McGill University, University of Toronto und University of British Columbia), je zwei aus der Schweiz (die beiden ETH), Japan (Kyoto University und University of Tokyo), Singapur (Nanyang Technological University und National University of Singapore) und Deutschland (Ludwig-Maximilian-Universität sowie TU München) sowie je eine aus Australien (University of Melbourne), Frankreich (Sciences Po) und Schweden (Karolinska Institutet).

Ist eine Ökonomin mit einem Abschluss von der Johns Hopkins University in Baltimore talentierter als eine, die in Zürich oder Basel studiert hat? Ist der Historiker mit Doktorat der Uni Bern weniger vielversprechend als sein Berufskollege

### *Ist eine Ökonomin von der Johns Hopkins University talentierter als eine, die in Zürich studiert hat?*

von der Ludwig-Maximilian-Universität in München? Kaum. Was sich einwandfrei belegen lässt: dass Absolventen echter Elite-Unis selten aus den Armenhäusern dieser Welt stammen; gerade bei den amerikanischen ist die sozioökonomische Reproduktionsrate sehr hoch.

### **Hebung des Fachkräftemangels**

Was ebenso sicher ist: Die drängendste Herausforderung für die mit einem halben Dutzend Spitzen-Unis gesegnete Insel besteht nicht in der Ausweitung der Elite an der Spitze der Arbeitsmarktpyramide. Was das Land braucht, ist der Aufbau eines dualen Bildungssystems zur Hebung des Fachkräftemangels im mittleren bis oberen Bereich. Grossbritannien leidet – wie die Mehrheit der europäischen Länder – an einer Über-Akademisierung des Arbeitsmarktes.

Geeignet wäre das britische Modell (minus die Obsession mit den World-Rankings) jedoch für ein Land wie die Schweiz, das sich bisher sehr devot an den Arbeitsmarktregeln der EU orientierte, die da lauten: (Weisse) Europäer aus EU-Mitgliedstaaten sind auch im Hochqualifikationssegment zu präferieren. Was spricht denn eigentlich dagegen, dass man hier vermehrt Leute aus Taiwan, Japan, Singapur, Südkorea oder Hongkong berücksichtigt – gerade jetzt, wo sich zeigt, dass das, was man gern die westliche Wertegemeinschaft nennt, dort mehr gilt als in den Regierungsvierteln von Paris oder Berlin? Das wäre dann das Gegenteil von «group-think». Das wäre Weltoffenheit der Tat.

Oliver Zimmer ist Historiker und Forschungsdirektor beim Center for Research in Economics, Management and the Arts (Crema) in Zürich.

# Fakten blieb sie schuldig

Lyudmyla Denisova schockierte die Welt mit grausigen Details über russische Vergewaltiger. Jetzt rudert sie zurück.

*Urs Gehriger*

**D**er Zweck heiligt die Mittel, sagte sich Lyudmyla Denisova, die Beauftragte für Menschenrechte im ukrainischen Parlament. Der Zweck war in diesem Fall: politischer Support für ihr überfallenes Land. Und Waffen für den Krieg gegen die Russen. Als Mittel setzte Denisova ihre anklagende Stimme ein, mit der sie grauenvolle Szenen schilderte.

Sie berichtete von Vergewaltigungen von Frauen, von Männern und von Kindern, die teilweise erst sechs Monate alt gewesen sein sollen, verübt durch russische Soldaten. Hintergrund der sexuellen Gewalt sei, «dass sie es den Frauen verunmöglichen wollen, dass sie je Kinder haben können oder wollen».

### **Widerstand im eigenen Land**

Im Interview mit *Blick-TV* ging Denisova ins Detail: «Eine 17-jährige Frau ist zusammen mit ihrer Mutter und ihrer 15-jährigen Schwester drei Tage lang vergewaltigt worden. Als die Mutter und die Schwester gestorben sind, hat sie vier Tage lang neben den Leichen ausharren müssen. Erst dann haben ukrainische Truppen sie retten können.»

Nun werden in Kriegen seit Urzeiten schreckliche Verbrechen an Frauen und Kindern begangen. Die Täter gehören verfolgt und verurteilt. Damit dies gelingt, müssen Fakten auf den Tisch. Besonders dann, wenn man so facettenreich über die Scheusslichkeiten berichtet, wie es Denisova tat. Doch Fakten blieb die ukrainische Menschenrechtsfrau der Welt schuldig.

Als bald stiessen Denisovas Schauer geschichten im eigenen Land auf Widerstand. Ukrainische Journalisten und Menschenrechtsaktivisten forderten sie in einem offenen Brief auf, «nur Informationen zu veröffentlichen, für die es ausreichende Beweise gibt». Ende Mai wurde es auch dem ukrainischen Parlament zu bunt. Es setzte Denisova als Menschenrechtsbeauftragte ab. Sie habe sich, so der Vorwurf, in ihrer Arbeit auf Sexualverbrechen konzentriert, «die nicht mit Beweisen belegt werden können».

Nun hat Denisova in eigener Sache das Wort ergriffen. In einem Interview mit einer ukrai-



*Eine Art patriotischer Akt:* Politikerin Denisova.

nen Nachrichtenplattform hat sie eingeräumt, dass ihre Geschichten über brutale Vergewaltigungen durch russische Soldaten übertrieben sein könnten. Und ging gleich über in die Offensive, um ihr Vorgehen als eine Art patriotischen Akt zu rechtfertigen. «Als ich zum Beispiel im italienischen Parlament vor dem Ausschuss für internationale Angelegenheiten sprach, hörte und sah ich die Müdigkeit bezüglich der Ukraine, verstehen Sie? Ich habe über schreckliche Dinge gesprochen, um sie irgendwie dazu zu bringen, die Entscheidungen zu treffen, die die Ukraine und das ukrainische Volk brauchen», sagte sie zu ihrer Rechtfertigung. Schliesslich sei es ihr gelungen, die Stimmung im Parlament zu drehen.

### **Unhinterfragt beeindruckt**

Nach den geschilderten Gräueltaten habe ihr sogar ein führendes Mitglied der Regierungspartei Fünf-Sterne-Bewegung gesagt, er befürworte nun auch die Lieferung schwerer Waffen an die Ukraine, so Denisova stolz.

Tapfer flankiert wurde Denisova in ihrer Mission von zahlreichen Medien, inklusive des deutschen Wochenblatts *Spiegel*, die ihre Schauer geschichten bis in die grausigen Details unter die Leser streuten. Auch die *Blick-TV*-Moderatorin zeigte sich unhinterfragt beeindruckt: «Lyudmyla spricht direkt mit Opfern des Krieges, und was sie hört, ist unvorstellbar.»

# Freisinns Fantasien

Brüssel nervt sich über die Schweiz.

Wer das neue Europa-Papier der FDP studiert, versteht warum.

Marcel Odermatt

Bern

Zwischenmenschlich, kulturell und ökonomisch steht es um das Verhältnis zwischen den EU-Ländern und der Schweiz bestens. Europäische Künstler treten hierzulande in Scharen auf, Zehntausende Bürger aus EU-Staaten finden auch dieses Jahr einen Job in der Schweiz, und immer mehr ausländische Arbeitnehmer pendeln täglich über die Grenzstationen in Basel, Genf und Lugano.

Während es in der Beziehung also rundläuft, markiert die Politik die Dauerunzufriedene. Auf beiden Seiten wird weisgemacht, die Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU seien auf einem Tiefpunkt, gern auch «historisch» genannt. Wenn nicht rasch etwas passiere, stünde die Schweiz schon bald vor unlöslichen Problemen.

## EU wird ignoriert

Dem allgemeinen Aktivismus huldigen jetzt auch die Freisinnigen. Zwar pilgern sie nicht gleich nach Brüssel wie jüngst einige SP-Nationalräte. Sie planen auch weder den EU-Beitritt wie die Genossen für 2027, noch verlangen sie ein Mitmachen beim EWR, wie das die Grünliberalen tun. Die Freisinnigen präsentieren an der Delegiertenversammlung in Andermatt in gut einer Woche nur ihr neues «Positionspapier zu Europa».

Doch das sechsseitige Dokument zeigt exemplarisch, wie sich die FDP europapolitisch veranlagt hat. X-mal wird in der Mitteilung darauf

*Die Positionen sind zum Scheitern verurteilt. Ausser der Bundesrat knickt vor der EU ein.*

hingewiesen, dass der bilaterale Weg weiterentwickelt sei. «Für die FDP ist klar: Der bewährte bilaterale Weg muss weitergeführt werden.» Die Partei wolle darum einen diskriminierungsfreien Zugang zum Binnenmarkt und eine geregelte Kooperation mit der EU zum Wohle unserer Bevölkerung und unserer Wirtschaft.



*Alle Seiten bei Laune halten:*  
Parteipräsident Burkart.

Was aber nirgends zu finden ist: Die Europäische Union will diese Politik nicht mehr. Respektive ist sie nur bereit, über den Ausbau der bestehenden und über neue Abkommen zu verhandeln, wenn die sogenannten institutionellen Fragen gelöst sind. Im Jargon von Brüssel bedeutet das, dass die Verträge zwischen der EU und der Eidgenossenschaft einheitlich ausgelegt und angewendet werden müssen.

In zahllosen Interventionen haben die Funktionäre öffentlich klargemacht, dass die EU ohne Lösung der institutionellen Fragen die bestehenden bilateralen Verträge nicht mehr automatisch aufdatiere und es keine neuen Marktzugangsabkommen gebe. Die Verantwortlichen in Brüssel haben das Nein des Bundesrates zum Rahmenabkommen vom vergangenen Jahr nie akzeptiert. Alle ihre Verlautbarungen zeigen, dass sie eine Neuauflage dieses Deals verlangen.

Dass eine Bundesratspartei wie die FDP dieses Faktum einfach ignoriert und blosses Wunschdenken verbreitet, zeigt, auf welchem Holzweg sich die Schweizer Europapolitik befindet. Der oft ausgedrückte Frust der EU-Exponenten, die sich mit der Eidgenossenschaft beschäftigen, ist, so gesehen, verständlich. Es sei, als ob die Schweiz mit sich selber verhandelte und es kein Gegenüber gäbe, sagen Brüsseler Diplomaten gern. Wer die Stellungnahme des Freisinns studiert, muss ihnen recht geben.

Die Positionen sind zum Scheitern verurteilt. Ausser der Bundesrat knickt ein und macht Konzessionen in Richtung einer Neuauflage des Rahmenabkommens. Dann würden auch die vom Freisinn geforderten «bilateralen Abkommen» vorankommen.

Es rächt sich jetzt, welchen Kurs die Freisinnigen bei diesem Thema eingeschlagen haben. Sie versuchen alle Seiten bei Laune zu halten. Mit dem Ergebnis, dass Brüssel immer mehr die Nerven verliert und innenpolitisch ein Jekami herrscht.

Ein Befreiungsschlag sähe anders aus: Der EU müsste klargemacht werden, dass die Schweiz sich bis auf weiteres nicht näher an die Union andocken will. Und dass sie für diesen Weg auch bereit ist, Nachteile im Verhältnis in Kauf zu nehmen. Souveränität, Unabhängigkeit und die direkte Demokratie sind ihr diesen Schritt wert.

## Mehr Gelassenheit

Trotz dieser Missverständnisse tauchen im Positionspapier auch durchaus positive Signale auf. Interessant scheint die vorgeschlagene Lösung betreffend der Streitbeilegung, wenn zwischen der Schweiz und der EU keine Einigkeit über die Umsetzung eines bilateralen Abkommens besteht. «Bei einer Streitschlichtung würde in einer ersten Phase der zuständige Gemischte Ausschuss über die Differenz beraten.»

Wenn in diesem Gremium in einer zu definierenden Frist keine Einigung gefunden werden könne, solle ein paritätisches Schiedsgericht einschreiten. Damit wäre das vielzitierte Argument der fremden Richter der Rechten vom Tisch. Ob Brüssel jedoch bereit ist, für die Schweiz eine eigene Instanz zu schaffen, ist eher zu bezweifeln.

Der einfachste Ausweg aus der vertrackten Situation liegt auf der Hand: mehr Gelassenheit. Abgesehen von den ewigen politischen Ränkespielen, läuft die Beziehung zwischen der Schweiz und der EU rund. Es gibt keinen Grund für Aktionismus. Und Analysen wie jene von der FDP mit falschen Annahmen helfen sicher nicht weiter.

# Nicht «anti-woke», einfach toll

«Top Gun: Maverick» kommt ohne kulturelle Botschaft aus – und alle sind happy.



**T**op Gun: Maverick» hat in den USA mit einem Einspielergebnis von geschätzten 161 Millionen Dollar in den ersten vier Tagen einen Traumstart hingelegt. Auch das globale Publikum strömt in Scharen ins Kino, um Pete «Maverick» Mitchell alias Tom Cruise zuzusehen, wie er im Düsenjet gegen das Böse kämpft. Der Film hat alle Erwartungen übertroffen, und in den nächsten Wochen dürfte es kometenhaft weitergehen, denn: Er ist grossartig. Achtung, Spoiler.

Der sensationelle Erfolg eines Streifens, dessen Plot über weite Strecken wie ein Blueprint des «Top Gun»-Originals von 1986 daherkommt, scheint auf den ersten Blick vielleicht eigenartig. Wer sich jedoch mit der Psychologie eingefleischter Filmfans ein wenig auskennt, ist nicht überrascht. Greift man nämlich in ihre Unterhaltung ein, triggert es sie an einer empfindlichen Stelle – und im Gegensatz zu manch zeitgenössischem Blockbuster tut «Top Gun» genau das nicht.

**M**inikritik: Das Sequel trägt stellenweise etwas dick auf. So manche Szene könnte aus einem 80er Kuschelrock-Schnulzen-Video-clip stammen und dürfte ein paar romantische Frauenfantasien anregen: muskulöse, schwitzende Elitepiloten, die mit nackten Oberkörpern am Strand Ball spielen, Pete, der sich verunsichert zeigt über seine neue Liebe Penny, sie aber doch noch erobert, Pete und Penny beim Segeln, Pete auf dem Motorrad im Sonnenuntergang. Es hat nur noch gefehlt, dass er auf dem Pferd über weite Ländereien reitet – sie mit flatterndem Haar hintendrauf. Aber Pathos gehört zum Action-Genre, und keine Angst, «Top Gun» ist kein Frauenfilm.

Obwohl das Sequel weder filmtechnische Innovationen noch einen kühnen Plot-Twist

bereithält, ist «Top Gun» sensationell wie damals, nur noch besser. Solide Story, der Spannungsbogen bleibt bis zum Schluss gespannt, Gänsehautmusik (Pathos-Effekt!) und atemberaubende Flugszenen. Eigentlich ist es eine Hommage an das Original.

Natürlich hätten die Produzenten «Top Gun» neu erfinden können; hätten den 59-jährigen Cruise als «Maverick» scheitern, ihn lediglich für die Rolle des Coachs casten und die jungen Piloten den Kampfaustragen lassen können. Sie hätten mit dem Zeitgeist gehen und eine moralisierende Message einarbeiten oder aus dem Hauptdarsteller, dem Sohn des verstorbenen «Goose», in einer halsbrecherischen Wende eine Tochter machen und sie die heldenhafte Rettung aller Männer im Film inklusive des Gesamtplaneten vollbringen lassen können – was nämlich bewiesen hätte, dass Frauen genauso gut in Welterlösung sind wie Männer. Aber nein, «Top Gun: Maverick» erfüllt kein einziges Kriterium auf der prominenten Political-Correctness-Diversity-Checkliste. Die weibliche Rolle im Hauptensemble nimmt nicht mehr Raum ein als jene ihrer Kollegen, der Film thematisiert keine Randgruppen-Probleme, und das Schlimmste überhaupt: Ein weisser Hetero-Mann wird idealisiert, er rettet auch noch die Welt, und nur dank einem anderen weissen Mann ist er jetzt nicht im Kampfpiloten-Himmel.

Es handelt sich hier dennoch nicht um einen «anti-woke» Film, wie einige behaupten und seine Popularität damit erklären. Die Bezeichnung gibt ihm einen seltsamen Spin, denn Anti-woke-Sein war gar nicht die Intention. Das Werk ist einfach nicht woke, kommt ohne kulturelle Botschaft aus, und das ist zweifellos Balsam auf die Seele vieler Zuschauer.

Dass Menschen aus Minderheitengruppen auch im Film angemessen vertreten sind, ist

richtig, in der Vergangenheit ist das grob vernachlässigt worden. Angemessene Repräsentation ist auch nicht, was Filmfans kritisieren. Was sie stört, ist die Vereinnahmung von Werken für woke Zwecke. Denn damit bringen es Filmmacher sogar fertig, erfolgreiche Klassiker zu verhunzen. Statt etwas Neues zu erschaffen (und das kann von mir aus sämtliche Wokeness-Grenzen sprengen, es wird niemand zum Ansehen gezwungen), nehmen sie vermehrt altbewährte Franchisen, wie etwa bei Disney oder Marvel, und wandeln die Remakes bis zur Unkenntnis um; männliche Hauptfiguren werden durch weibliche ersetzt, feministische Botschaften (*female empowerment!*) eingebaut oder neue Charaktere kreiert, deren Zweck nicht erkennbar ist und die teilweise gar nicht in die Geschichte passen. All das, während der Plot so öde ist, dass er zum Schnarchen anregt. Nicht wenige Kinogänger fühlen sich veräppelt. Man hat sie mit ihrem Lieblingsfilm angelockt, um ihnen dann etwas völlig anderes zu servieren. Das ist etwa so, als würde man jemanden zu Schokokuchen einladen und dann Tofu auftischen, weil es besser für ihn ist. Äussern die Filmfreunde dann ihre Enttäuschung, beschimpft man sie nicht selten als sexistisch und reaktionär.

**D**er Erfolg von «Top Gun: Maverick» ist einfach erklärt, und ich sehe es als eine Dienstleistung am Publikum: Man nehme das Rezept von 1986, versetze es mit neuer Technologie und gebe den Zuschauern, was sie erwarten. Das Wichtigste: Man lasse dem «Maverick» sein Heldentum! Denn wenn etwas auf dieser Welt unmöglich ist: Tom Cruise, der in einem seiner Filme eine schlechte Falle macht.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

## Dem Zeitgeist angepasst

Nr. 22 – «Jesus war nicht nett»  
Essay von Maurus Federspiel

Ich bin so dankbar für diesen Artikel und wünsche mir sehr, dass ihn viele Pastoren, Prediger und Pfarrer lesen. Jeden Sonntag gehe ich seit siebzig Jahren in die Kirche, und ich merke, wie oft die Predigten dem Zeitgeist angepasst werden und Passagen der Bibel, die wehtun könnten, gemieden oder uminterpretiert werden. Aber eben, Gottes Liebe ist nicht zu verwechseln mit unserem Gutmenschentum und unserer Toleranz. Wir können es gerade heute erfahren, wie schnell unsere Massstäbe von Gut und Böse ins Wanken geraten. Wenn die Gutmenschen die Bibel zensurieren, dann freut sich nur der Feind oder der Teufel. Aber der wütet und zerstört, ob wir es glauben oder nicht.

Elisabeth Viselka, Wolfhausen

## Wo waren die Helden?

Nr. 23 – «Bersets Impf-Gate»  
Hubert Mooser über den Gesundheitsminister

Andrin Oswald, vormals als Zögling von Daniel Vasella als zukünftiger CEO von Novartis gehandelt, war von August 2016 bis April 2020 «director life sciences» bei der Bill & Melinda Gates Foundation. Und wo finden wir Oswald, genau einen Monat nachdem er die Stelle bei der Gates-Stiftung verlassen hat, im Mai 2020? Er ist nun der offizielle Delegierte für Covid-19-Impfungen beim Bundesamt für Gesundheit (BAG). Der Clou: Jörg Reinhardt, Nachfolger von Vasella auf dem Präsidentenposten, verkaufte später das Impfstoffgeschäft von Novartis. Dann ging Oswald zunächst für ein Jahr zum Konkurrenten GSK. 2016 trat er in die Dienste der Bill & Melinda

Gates Foundation ein, die auch die Entwicklung von Vakzinen finanziert. Im Frühling 2020, auf dem ersten Höhepunkt der Corona-Krise, bot er seine Dienste dem BAG an und wurde umgehend der neue Delegierte für Impfstoffbeschaffung. Wen wundert es, dass das BAG die gesamten Einwohner am liebsten zehnfach impfen möchte?

Klaus Frick, Grüt

Ich bin weiss Gott kein Fan von Bundesrat Berset und weiss, dass im Bundesamt für Gesundheit in Sachen Corona-Pandemie vieles nicht ideal lief. Wenn nun aber die Geschäftsprüfungskommissionen von National- und Ständerat vor die Medien treten und sich selbstbewusst auf die Brust klopfen, weil sie Skandale bei der Maskenbeschaffung und dem überstürzten Einkauf der dringend benötigten Medikamente herausgefunden haben wollen, die – natürlich! – nie mehr passieren dürfen, dann lüpft es mir den Hut. Ja, wo waren denn die heutigen Helden damals? Bei den ersten Anzeichen der Pandemie haben sich die feigen *Höseler* verabschiedet und keinerlei entscheidungsfähige Sessionen mehr durchgeführt. Das Bundesamt ist im Stich gelassen worden. Hans Rechsteiner, Eggenwil

## Amtsschimmel

Nr. 21 – «Strasse der Gerechtigkeit als Sackgasse»  
Michael Bahnerth über die Via Sicura

Meine Frau bekam nach einer Krebsoperation Chemotherapien, welche im Brustzentrum (BZ) des St. Galler Kantonsspitals verabreicht wurden. Weil sie nach solchen Infusionen nicht Auto fahren durfte, habe ich sie jeweils begleitet. Dabei ist mir aufgefallen, dass die Invalidenparkplätze vor dem BZ im Unterschied zu den überfüllten allgemeinen Parkplätzen praktisch immer un-

besetzt waren. Um meiner geschwächten Frau lange Fussmärsche zu ersparen, wenn sie das BZ für andere Konsultationen mit dem eigenen Auto aufsuchte, habe ich via Hausarzt für sie ein Gesuch um eine temporäre Parkbewilligung auf Invalidenparkplätzen eingereicht. Ihr Hausarzt hat das Gesuch unterstützt, ihre Fahrfähigkeit bejaht und eine Fahrfähigkeitsabklärung für unnötig gehalten. Anstatt das Gesuch zu bewilligen oder abzulehnen, ist unser Gesuch um eine Parkbewilligung zu einem Administrativverfahren mutiert, in dem meine Frau zu einer kostenpflichtigen (ca. Fr. 1500.–) Fahrfähigkeitsprüfung nach Kategorie 3 aufgefordert worden ist. Im Irrglauben, es handle sich immer noch um ein verirrtes und schikanös gewordenes Antragsverfahren für eine temporäre Parkbewilligung, habe ich die Verfügung des Amtes ignoriert und weggeschmissen, ebenso eine weitere. Die Akten enthielten nicht den geringsten Hinweis auf eine Gefährdung der Verkehrssicherheit durch meine Frau: weder Bussen, Anzeigen, Blaufahrer- noch Rasergeschichten. Nur die Tatsache, dass sie ein Parkgesuch gestellt hat. Dann kam der Hammer: vorsorglicher Führerscheinentzug bis auf weiteres. Der Führerausweis wurde ihr, einer fahrfähigen Krebspatientin in Rekonvaleszenz, durch die Ortspolizei in einer scharfen Aktion morgens um 7 Uhr eingezogen. Die Verwaltungsrekurskommission hat meinen Rekurs gutgeheissen. Sie hat ihr «Billet» wieder. Was passiert mit jenen, die keine Rekurse schreiben können und sich keinen Anwalt leisten können oder wollen? Markus Eckstein, Goldach

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



Walter Reist (1927–2022)  
Miriam Sophie Freud (1924 – 2022)



*Genialer Erfinder und Taktgeber:* Unternehmer Reist.

Der Sohn eines Werkmeisters, geboren 1927, war gelernter Maschinenschlosser. Da er auffallend gut war in darstellender Geometrie, ging Walter Reist ans Abendtechnikum; dafür verzichtete er auf den Offiziersvorschlag.

In einer kleinen, auf Förderanlagen spezialisierten Zürcher Maschinenfabrik wurde er 1953 als Konstruktionschef mit einer Anfrage der *Neuen Zürcher Zeitung* herausgefordert: Sorgen Sie dafür, dass unsere Zeitungen schmierfrei zu den Lesern kommen! Reist und sein Kollege Oskar Hunziker lieferten ein kettengetriebenes, drehbares Transportband.

Als Reist bei seinem Chef mit dem Vorschlag, diese Erfindung auszubauen, abgeblitzt war, gründete er zusammen mit dem Kettenlieferanten Hans Fehr die Ferag (1957). Das erste Patent musste er vom früheren Arbeitgeber für teures Geld zurückkaufen. Am Ende seines langen Lebens waren weltweit über 9000 Patente auf Walter Reist eingetragen oder angemeldet. Er erfand nicht nur viele kluge Maschinen und Systeme, sondern gleich eine ganze Branche – die Versandraumtechnik für alles, was nach dem Druck von Zeitungen zu tun ist: zusammentragen, heften, schneiden, folieren, adressieren, Sticker einkleben, Pakete schnüren.

Die Zeiten (1960–1990) waren günstig. Die Printwerbung boomte, die Zeitungsumfänge wuchsen. Doch den Verlegern waren die Investitionen in immer grössere Druckmaschinen zu teuer. Walter Reist half ihnen mit der Er-

findung der Ferag-Trommel. Nicht aktuelle Vorprodukte, etwa Reise- oder Modebeilagen, wurden fortan in ruhigen Zeiten tagsüber gedruckt, schuppenartig auf die Trommeln gewickelt und im hektischen nächtlichen Druckvorgang in die aktuellen Zeitungen gesteckt.

Dieses 1973 präsentierte System wurde zum Welterfolg. Es eröffnete den Verlegern auch das profitable Beilagengeschäft. Reists Marketingfirma lieferte die Verfahren und band damit die Kunden dauerhaft ans Haus. Heute ist dank Digitalisierung auch selektive und personalisierte Verarbeitung möglich, alles immer noch im Tempo des Gehetzten.

Fast bis ans Ende seiner Tage blieb der Gründer als Erfinder und Taktgeber präsent. Seit 1996 steht seine Tochter Susanne Rau-Reist an der Spitze des weltweit tätigen Unternehmens, das stark unter der Krise der Printmedien gelitten hat, aber dafür auch anderswo für rationalen Materialfluss sorgt, von der Post und dem Versandhandel bis zur Gesundheits- und zur Autoindustrie.

Seit 1989 hat Walter Reist mit dem Lilienberg-Unternehmerforum in Ermatingen ein Projekt aufgebaut, das weit über den Bodenseeraum hinaus als Plattform für den unternehmerischen Austausch und die praxisnahe Weiterbildung geschätzt wird, alles auf das grosszügigste ermöglicht durch einen, dem man auch mit einem ganz grossen Wort kein Unrecht tut. Walter Reist war ein Genie! *Karl Lüönd*

Jeden Sonntag um 12.45 Uhr fand sich das Mädchen in der Wohnung in der Wiener Berggasse 19 ein. Eine Viertelstunde lang plauderte der berühmte Grossvater mit ihm, dann gab es Mittagessen und zum Abschied acht Schilling Taschengeld.

Als besonders warmherzig freilich hatte sie Sigmund Freud nicht in Erinnerung. Die Freuds hätten alle ein hartes Herz, habe ihr die Mutter später einmal gesagt.

Auch später liess Sophie Freud kein gutes Haar an ihm. Der Vater der Psychoanalyse sei weit überschätzt, meinte sie. Sein Werk eine «narzisstische Schwärmerei», Theorien wie der Penisneid «brillant und fragwürdig».

Sophie war die Tochter von Freuds ältestem Sohn und wuchs in einem zerrütteten Elternhaus auf. Getrennt flüchteten Mutter und Vater vor den Nationalsozialisten. Sophie gelangte in die USA, wo sie Psychologie und Sozialpädagogik studierte und als Professorin zahlreiche Fachwerke veröffentlichte.

Darin beschäftigte sie sich vor allem mit weiblicher Sexualität, was Anlass zu weiterer Kritik an ihrem Grossvater bot. Er habe, so die Enkelin, als Kind seiner Zeit Frauen als zweitrangig eingestuft. Ausserdem betonte sie in ihrer Arbeit, wie wichtig der Einfluss der Umwelt auf die menschliche Entwicklung sei.

Nach ihrer Flucht sah sie Sigmund Freud nie wieder. Er schrieb ihr Briefe aus seinem Londoner Exil: «Mein liebes Sopherl, Du fehlst mir sehr.» Vielleicht liebte der Seelenforscher sie doch und konnte nur seine Gefühle nicht ausdrücken. *Wolfgang Koydl*



*Hartes Herz:* Pädagogin Freud.

# Warum stirbt der Verbrenner so leise?

Die EU stösst mit ihrer Klimapolitik auf so wenig Widerstand, dass etwas nicht stimmen kann.



Das Europäische Parlament hat vorige Woche beschlossen, Verbrennungsmotoren in neuen Autos ab 2035 zu verbieten. Die EU-Führung will den Ausstieg aus dem Erdölverbrauch beschleunigen und bis 2050 die CO<sub>2</sub>-Emissionen auf netto null drücken. Die europäischen Abgeordneten radieren damit, wenn die Länder zustimmen, praktisch eine Industrie aus, die in den reicheren Ländern jahrzehntelang im Zentrum der Emotionen, des Fleisses und der Technik gestanden hat.

Das Erstaunlichste an dieser weitreichenden, einschneidenden, abrupten Entscheidung ist, dass es so wenig Echo darauf gab. Der Touring-Club Schweiz ist nicht aufgestanden, da gab es eher ein Chef-Interview zu Ferien im Wohnmobil. Der Automobil-Club auch nicht speziell. Die hiesigen Autoimporteure haben kaum protestiert, eher nach Ladestationen für E-Autos gerufen.

Die deutschen Autofirmen, die am stärksten Angegriffenen, bleiben zahm. Daimler und VW geben sich stromlinienförmig. Sie leben gut von der Wirkung öffentlicher Elektro-Subventionen und sind offenbar froh, dass der Staat die Marktsteuerung an die Hand nimmt, zumal VW im Wettbewerb in China leidet. Nur BMW und Porsche sind weniger begeistert.

An Hochschulen gibt es lange Forschungstraditionen zur Effizienz der Verbrennungsmotoren. Was jetzt? Die ETH Zürich, die auf diesem Gebiet starke Forscher hat, ist leise.

Das Verbrenner-Verbot ist die Fortsetzung der bisherigen CO<sub>2</sub>-Emissions-Regulierung der EU, die Schritt für Schritt die Flotten-Ausstossengrenzen gesenkt hat – bis eben auf null ab

2035. Das ist ein kartellmässig gutorganisierter Schlag europäischer Interessengruppen gegen die deutsche Autoindustrie, die man endlich in die Knie zwingen will.

Und die EU-Abgeordneten wollen sicher sein, dass die Deutschen sich nicht plötzlich berappeln können. Deshalb sollen auch synthetische Kraftstoffe ausgeschlossen werden, selbst wenn diese sogenannt klimaneutral produziert werden. Die Abgeordneten sagen, dass beim Verbrennen synthetischer Treibstoffe eben auch CO<sub>2</sub> zum Auspuff herauskomme.

Aber die gleichen Leute argumentieren, dass das CO<sub>2</sub>, das beim Produzieren von Batterien, Elektromotoren und bei der Stromherstellung in die Luft gestossen wird, nicht zähle. Beim Elektroauto ist der Auspuff halt nicht am Fahrzeug, sondern eher in China oder in deutschen Kohlekraftwerken, dort, wo das CO<sub>2</sub> entsteht. So weit reicht aber die Sehkraft und Riechfähigkeit der EU-Abgeordneten nicht, dass sie diesen Auspuff in der Ferne erkennen.

Aber die Parlamentarier trauen sich doch so viel Fachkenntnis zu Motoren und Klima zu, um definitiv zu sagen, der Verbrennungstyp sei derart schlecht für die Zukunft der Menschheit, dass er eliminiert werden müsse. Einen Wettbewerb zwischen Technologien, bei dem die besseren Lösungen gewinnen, lassen sie nicht zu. Also keine Technologieneutralität.

Die EU-Politiker sagen, es gehe um Emissionsneutralität. Neutralität ist für sie in diesem Fall die Übersetzung von null Emissionen. Bei einer derart schwachen Fundierung ihrer Entscheide kann es sein, dass sie bald einmal Politikneutralität erreichen. Neutralität

in dem Sinne, dass ihre Politik null Wirkung hat. Vielleicht haben ja alle so still auf das Verbrennungsverbot reagiert, weil viele nicht glauben, dass es wirklich so kommen wird. Unwillkürlich erinnert man sich an das eiserne Gesetz der Klimapolitik von Roger Pielke Jr., einem US-Wissenschaftler, das er so formulierte: Wenn die Politik des Wirtschaftswachstums auf die Politik der Emissionsreduktion pralle, dann gewinne das Wirtschaftswachstum.

Es kann sein, dass sich all die Versprechen und Dekrete zu den Zielen netto null bis 2050 irgendwann auflösen, wenn es ums Bewahren des Wohlstands und der Entscheidungsfreiheit geht.

## Auf Kosten anderer

Kürzlich wieder mal eine Gratis-App benutzt, um einen Text aus dem Französischen zu übersetzen, das Ergebnis war gut brauchbar. Und jetzt schon x Mal gehört, die Übersetzungs-Apps zur Benutzung in der mündlichen Kommunikation seien nicht schlecht, um mit Ukrainerinnen zu sprechen. Wenn man es genau überlegt, ist es eine unglaubliche Leistung, die man da einfach gratis von den Softwarefirmen erhält. Erst recht, wenn man bedenkt, wie oft man die Karten-Software verwendet, um irgendwo zum Ziel zu kommen.

Einfach gratis – normale Leute sind heute besser ausgestattet als Geheimdienstler mit teurer Ausrüstung vor vierzig Jahren. Viele sagen, das sei nicht gratis, denn man bezahle mit der Preisgabe persönlicher Daten dafür. Ich bin mir nicht bewusst, solch kostbare Daten zu haben. Offenbar lebe ich da auf Kosten anderer.

---

# LEADER

## Capucine

---



«Sie hat die Einsamkeit vorgezogen»: Hollywoodstar Capucine im Jahr 1962.

«John Wayne bot ihr gleich eine tragende Rolle in seinem nächsten Film, *«Rio Bravo»*, an.»

Seite 57

«Sie bekam viel Lob als das *«smartest French girl of Hollywood»* oder für ihre *«Pariser Eleganz»*.»

Seite 59

«Capucine zog in die Schweiz in die Nähe ihrer Freundin Audrey Hepburn.»

Seite 60

# Wer erinnert sich an Capucine?

Germaine Lefebvre (1928–1990) war erst ein Sternchen in Paris, dann ein Star in Hollywood. Später zog sie in die Schweiz. Aufstieg und Fall einer Beauty-Queen.

Mark van Huisseling

Es gibt vermutlich keinen guten Ort, um sich das Leben zu nehmen. Doch es gibt schönere und weniger schöne Orte. Der, für den sich die «Dame mit dem grossen Herzen» (24 Heures) entschied, ist ein sehr schöner Ort sogar. Es geschah am 17. März 1990. An diesem Samstagvormittag stieg sie über das Geländer ihrer Terrasse am Lausanner Chemin de Primerose 6. Und liess sich vom Flachdach des achtstöckigen Mehrfamilienhauses, in dem sie das Attika-Apartment bewohnte, fallen. Hinten raus, wo es einen Rasen, eine Hecke und Bäume gibt, die ein wenig Sichtschutz bieten, nicht vorne, wo ein Gehweg von der Strasse zum Eingang führt. Und nur ein paar Häuserblocks entfernt der Genfersee liegt.

«Sie hat die Einsamkeit vorgezogen», stand drei Tage später in der Waadtländer Tageszeitung über den Freitod von Capucine. Und in *Le Matin*, dem Boulevardblatt, das seit ein paar Jahren bloss noch online erscheint, kommentierte ein Schreiber: «Der Selbstmord hat die Ruhe und das positive Image Lausannes gestört.» Um wenige Zeilen weiter unten zu fragen, wie man sich in einer so gefälligen, friedlichen Stadt das Leben nehmen könne.

«Jeder hat seine eigene Hypothese», sagt Blaise Hofmann, ein Autor und Winzer aus Morges. Er hat ein Buch geschrieben über die Frau, die als Germaine Lefebvre geboren wurde, «Capucine – unsere vergessene Hollywood-Ikone», es erschien 2015 (auf Deutsch 2020). Der letzte Satz der Einleitung ist eine Frage – «Wer erinnert sich an Capucine?» Die Antwort dürfte, verkürzt wiedergegeben, lauten: «Niemand.» Und zugleich Teil der Antwort sein, weshalb sich jemand in einer so gefälligen, friedlichen Stadt das Leben nehmen könne.

## In Cocos Heimat

Germaine Hélène Irène Lefebvre kam 1928 im südfranzösischen Saint-Raphaël zur Welt. Später im Leben frisierte sie das Geburtsdatum um fünf Jahre nach vorne, gab es mit 1933 an. Das ist in Ordnung, nicht in Ordnung ist vielmehr, eine schöne Frau deutlich über zwanzig

danach zu fragen. Erst zog die Familie aber nach Saumur, einer kleinen Stadt am Ufer der Loire und im Westen des Landes. Falls man Saumur kennt, dann als den Ort, in dem Gabrielle «Coco» Chanel geboren wurde, fast fünfzig Jahre bevor Familie Lefebvre dort ankam.

Germaines Kindheit verlief einigermassen ereignisarm, ohne besondere Vorkommnisse. Meinte man, bis sie 1984 in «Rouge Capu-

*Sie war achtzehn und hatte heimlich genug Geld gespart für ein Billett nach Paris.*

cine», dem Film des Schweizer Regisseurs Michel Soutter, in dem sie sich selbst spielt, offen Auskunft gab über ihr Leben. Und das Bild des Aufwachsens in Unbeschwertheit berichtigte. *Out of the blue*, aus heiterem Himmel, erzählt sie, wie sie als junges Mädchen vergewaltigt wurde – «von meinem Grossvater, ich war zwölf».

Die nüchterne Schilderung trifft den Zuschauer umso stärker, weil die Geschichte be-

ziehungsweise ihre Darreichung, abgefilmtes Theater nämlich, bis zu dieser Stelle getragen und langfädig daherkommt. Die längste Zeit war nicht mehr von ihr bekannt gewesen, als dass sie ein kluges Kind, eine gute Schülerin, Klassenbeste ein paar Jahre lang, und bereits früh eine Schönheit gewesen war. Sowie schon früh den Entschluss gefasst hatte, Saumur zu verlassen – raus aus der Kleinstadt, weg nach Paris. Wo die Lichter heller schienen und ein schönes Mädchen in seinem warmen Glanz noch schöner wurde.

1946, sie war achtzehn und endlich volljährig, hatte sie heimlich genug Geld gespart für ein Billett nach Paris, *aller simple*, einfache Fahrt. Doch Germaine war keine Hasardeurin, sie hatte einen Verehrer aus Saumur vorausgeschickt als Vorhut sozusagen, damit er in der Grossstadt eine Unterkunft für sie finden und anmieten könne. Und damit sie jemand erwarten würde am Gare Montparnasse.

Der junge Mann versuchte, seinen Weg als Fotograf zu machen; die junge Frau wollte ans Theater. Sie brachte es in eine Klasse der richtigen Schauspiellehrer, immerhin, abends servierte sie in einem Keller der Rive gauche. Er kleidete sich wie ein Existenzialist, durfte Jean-Paul Sartre im Café «Flore» porträtieren, sie las Simone de Beauvoir. Doch bald gab der Junge auf, fuhr retour nach Saumur. Das Mädchen blieb in Paris, sie hatte es zur Präsentatorin im «King Club» gebracht. Und zum Mannequin – «einem Beruf ohne Prestige in den späten 1940er Jahren», schreibt Hofmann in seinem Buch über Capucine. Bei diesem handelt es sich um eine teils fiktionalisierte Biografie, sie enthält Fakten sowie Annahmen, die stimmen können, möglicherweise aber auch nicht. Das liest sich leicht, und die Lektüre ist eine lohnende, unter anderem weil der Schreiber nicht zu verbergen versucht, dass er sich während der Recherche ein wenig in seine Hauptdarstellerin, er nennt sie «seine Heldin», verliebt hat.

Auf eine Theaterbühne bringt sie's nicht. Doch vor Kameras für Film- und Fotoaufnahmen. Erstere sind Kürzestauftritte, die es manchmal nicht in die veröffentlichte Fassung



Sturz aus dem 8. Stock: hier in Lausanne starb Capucine am 17. März 1990.



schaffen. Doch ihre Laufbahn als Mannequin entwickelt sich erfreulich, sie wirbt für Kleider, besser Couture, für Pelz, für Schmuck. Und sie lernt Männer kennen, was schon damals eine Begleiterscheinung des Jobs war, darunter wichtige Männer sowie auch die falschen. Einen, den Schauspieler Pierre Trabaud, acht Jahre älter und mit dem *claim to fame* einer Rolle im Film, der jüngst mit der Goldenen Palme des Festivals von Cannes ausgezeichnet worden ist, heiratet sie (die Ehe dauert sechs Monate).

Ungleich dauerhafter war die Beziehung zu Hubert de Givenchy, einem Modeschöpfer mit damals neugegründetem Maison, das seinen Namen trug. Er wurde ihr Förderer, blieb zeit lebens ein Freund, Berater und Begleiter.

### Antifeministin von der Rive gauche

Schon damals genügte den erfolgreichsten Mannequins ein Vorname, um in der Modewelt unverwechselbar zu werden. Es gab eine Victoire, die eigentlich Jeanne hiess und für Dior Reklame machte, aus einer Simone war Bettina geworden (sie lief für Jacques Fath, den man heute ebenfalls nicht mehr kennt), und eine Janine wurde in Praline umgetauft, sie war ein Star. Was auch Germaine bald wurde, und zwar am 3. Februar 1952 gemäss ihrem Biografen – Fakt ist, an dem Tag lief sie zum ersten Mal an einer Modeschau für Givenchy. Journalisten schrieben, sie habe auf dem Laufsteg an einen «hochmütigen Kranich» erinnert. Was Hubert, vermutlich richtigerweise, als Namen einschätzte, der nicht fliegen würde. Weshalb er ihr einen tauglicheren gab, den einer Blume, der man aphrodisische Zauberkräfte zuschreibt und die diskret duftet: Capucine (deutsch Kapuzinerkresse, was wohl auch nicht funktioniert hätte).

Doch was hätte Simone «Das andere Geschlecht» de Beauvoir davon gehalten, dass Männer Frauen Namen verpassen, die sie, die Männer, schöner oder gewinnbringender finden? De Beauvoir ist Autorin von Sätzen wie: «Sie [die Frau] hat keinen Beruf, keine Fähigkeiten, keine persönlichen Beziehungen, sogar ihr Name gehört ihr nicht mehr; sie ist nur noch eine Hälfte ihres Mannes.» Weshalb Germaine, Pardon: Capucine, vorsorglich bereits mitgeteilt hatte, de Beauvoir habe sie in ihren Erwartungen enttäuscht. Sie, Capucine, geniere sich nicht, ihre Vorliebe für starke Männer, Führernaturen, zuzugeben. Sie sei im Grunde Antifeministin.

Auch eine solche kann eine coole Freundin brauchen, *n'est-ce pas?* Freund Hubert brachte eines Abends eine aufstrebende Schauspielerin mit zum Essen ins «La Fontaine des Quatre Saisons». Der Couturier hatte zuerst, als ihm mitgeteilt worden war, eine Miss Hepburn sei in der Boutique und verlange nach ihm, Katharine erwartet, von deren Schauspielkunst er angetan war. Folglich war er ein wenig ent-



«My name is Germain Lefebvre, but call me Capucine»: in Rom, 1951.

täuscht, stattdessen eine Audrey Hepburn kennenzulernen, «fast ein Kind noch in Ballettas, einer rosa Caprihose und dem Strohhut eines Gondolieres», erinnerte er sich (Katharine und Audrey waren nicht miteinander verwandt). Er ging auf ihre Anfrage, ob er die Kostüme ihres nächsten Films entwerfen möchte, dennoch ein. Was dazu führte, dass die Hepburn, die sich von da an häufig im grosszügigen Appartement de Givenchys in Saint-Germain-des-Près aufhielt, Capucine kennenlernte. Die so entstandene Freundschaft hielt ein Leben lang. Und brachte ferner der Französin wohl einiges, lauffahrttechnisch besehen.

Ihr Ziel war schon bald nicht mehr, eine gefeierte Theaterdarstellerin zu werden, sondern ein Filmstar. Aber auch das war einfacher geplant als umgesetzt. Mitte der 1950er Jahre war Capucine zwar ein Super-Mannequin, falls es diese Bezeichnung gegeben hätte, doch auf Kinoleinwänden sah man sie nur für jeweils wenige Sekunden – etwa in «Frou-Frou» mit Louis de Funès in der Hauptrolle –, und bis ihr Name im Abspann erschien, sassen die meisten Zuschauer bereits in einer Bar neben dem Lichtspielhaus. «Go west, young woman» oder so ähnlich ermutigte sie ihr Förderer de Givenchy. Nach Amerika zu gehen, war naheliegend als Idee. Das sah auch Capucine, die aus der ersten Reihe mitverfolgte, wie steil sich die Karriere ihre Freundin Audrey – auch keine Amerikane-

rin, sondern britisch-niederländischer Herkunft – als *actress* nach oben entwickelte.

1958 schliesslich nahm sie in Le Havre die «United States», das schnellste Passagierschiff der Zeit. Tage später erreichte sie New York, wo niemand auf sie wartete. Zwei Tage danach feierte sie ihren 30. Geburtstag, obwohl «fei-

### Die Freundschaft mit Audrey Hepburn hielt ein Leben lang.

erte» vielleicht nicht das treffende Wort ist – sie hatte «weder ein Zuhause noch Arbeit, noch einen Ehemann, noch ein Kind», fasst ihr Biograf zusammen.

Wenigstens hatte sie einen Freund in der Alten Welt, Hubert, der eine Bekannte aufgeboten hatte, sie ins französische Restaurant «Le Pavillon» an der Fifth Avenue auszuführen. Während des Dinners sei ein grosser Amerikaner an den Tisch der traurigen Frau getreten und habe sich als John vorgestellt. John wie in John Wayne. Und ihr gleich eine tragende Rolle in seinem nächsten Film, «Rio Bravo», angeboten, nachdem er sich erkundigt hatte, wie sie heisse. «My name is Germain Lefebvre, but call me Capucine», soll sie gesagt haben, «just Kapooseen.»

Der Abend nahm seinen Lauf, und er sollte ein entscheidender werden für Kapooseen – John



1.) «What's New Pussycat?» (1965) mit Romy Schneider und Ursula Andress; 2.) mit Federico Fellini in Venedig, 1969.



3.) mit Audrey Hepburn in Gstaad, 1970; 4.) mit John Wayne, 1960; 5.) mit Charles K. Feldman in Monaco, 1957; 6.) mit Hunden, 1983.

bat die beiden Frauen an seinen Tisch, an dem auch Charles Feldman sass. Capucine kannte den Filmproduzenten respektive wusste, wer er war, sie hatte einmal im «Fouquet's» in Paris am Tisch neben seinem gesessen. Eigentlich wollte sie schon damals aufstehen und sich vorstellen, denn er hatte gerade «The Seven Year Itch» herausgebracht. Doch sie hatte es unterlassen, immerhin war er ein Superproduzent, hatte gerade mit Marilyn Monroe gedreht. Und einen solchen haut man nicht einfach so an als Dame im Restaurant, ohne Entrée.

Charles «Call me Charly» Feldman war sachbezogener als John Wayne: Er versprach ihr keine Rolle, oder wenigstens noch keine. Aber er bot ihr an, sie nach Los Angeles zu begleiten, wo sie Englisch lernen, sich mit Hollywood vertraut machen könne ... Wenn etwas zu gut tönt, um wahr zu sein, ist es das meist nicht, sagt man. Doch Feldman, auch einer der Power-Agenten der Zeit, hielt Wort – Capucine stieg kurze Zeit später aus dem Zug, der sie von der Ost- an die Westküste gebracht hatte, aus. Und zog bald bei Charly ein, in seiner Villa, hoch über der Stadt gelegen, auf einem der Canyons, die die Beverly Hills durchqueren.

### Erste grosse Rolle

Der *move* war kein alltäglicher im nach aussen zumindest sittenstrengen Amerika der späten 1950er Jahre. Unüblich zwar, aber nicht unmöglich – Kapooseen war eine Geschiedene,

Charly ein Geschiedener (zuvor verheiratet mit der Schauspielerin Jean Howard, diese war kürzlich ausgezogen). Doch die Optik der «Wohngemeinschaft» war nicht das einzige Problem. Und vielleicht nicht mal das grösste: Hollywoods Studiobosse, die Entscheider darüber, ob aus einer hoffnungsvollen Schauspielerin ein Star wird oder eine Kellnerin mit einem *broken dream*, diese Bosse waren nicht überzeugt vom neusten Talent, das Charly repräsentierte. Zu seinen Kundinnen gehörte zwar Greta «die

*Capucine, oder Cappy, wie er sie nannte, gebe es fast umsonst, sie sei bereit, sozusagen for free zu arbeiten.*

Göttliche» Garbo, eine Schwedin, die es nach ganz oben gebracht hatte. Doch der *track record* von Französinen in Amerika war bisher nicht überzeugend (das war eine Untertreibung).

Paulette Duval? Lili Damita? Ariane Borg? Mireille Balin? Jacqueline Laurent? Fünf Mal nie gehört? Eben. Die eine wollte sich von Amerikanern nicht sagen lassen, welches Kleid sie zu tragen habe als Pariserin, die andere brachte ihren Akzent nicht weg, die dritte hatte Mühe mit dem vorgeschriebenen Amerikaner-, Moral- und Patriotismus et cetera. Weshalb die meisten bloss ein kurzes Gastspiel gaben, bevor sie die Stadt und/oder die Branche wieder verliessen.

Doch Charly verhandelte hartnäckig und hatte mindestens eine überzeugende Entgegnung: Capucine, oder Cappy, wie er sie nannte, gäbe es fast umsonst, sie sei bereit, sozusagen *for free* zu arbeiten. Was also könnten Columbia Pictures verlieren? Und was die Bosse dagegen haben?

Das wirkte. Rund ein Jahr später, 1960, bekam sie ihre erste grosse Rolle. Für «Nur wenige sind auserwählt» (im Original «Song Without End») setzte sie sich etwa gegen die Branchengrösse / das Sexsymbol Ava Gardner durch; sie, die Französin, die man bisher höchstens als neue Lady des Hauses Feldman kannte, spielte die Fürstin zu Sayn-Wittgenstein und die von Franz Liszt stürmisch Geliebte im Film mit dem zweitgrössten Budget des Jahres (nach «Ben-Hur»). Liszt, nebenbei erwähnt, wurde vom Briten Dirk Bogarde verkörpert, der Hollywood eigentlich ablehnte, doch dem Angebot nicht widerstehen konnte. Das «aufwändige, schön fotografierte und prunkvoll ausgestattete Künstlermelodrama, das den historischen Stoff nach bewährter Hollywood-Manier zu gepflegtem Schwulst verarbeitet» (Lexikon des Internationalen Films) war ein Erfolg beim Publikum. Was aus heutiger Sicht überrascht – welches Studio würde einen solchen Stoff im grossen Stil umsetzen und welche neunzehnjährigen Kids aus Ohio, Durchschnittskinobesucher, würden sich den Streifen antun? Capucine bekam viel Lob, wenn auch nicht unbedingt für ihr



6

Schauspiel, aber immerhin als «alabasterne Schönheit mit blauen Augen», das «smartest French girl of Hollywood» oder für ihre «Pariser Eleganz».

### Schönste Frau ihrer Zeit

Danach reihte sie tragende Rollen auf wie Mikimoto-Perlen an einem Seidenfaden um ihren langen Hals – sie spielte etwa in einem Western neben John Wayne (den sie anders wahrnahm als bei ihrer ersten Begegnung im New Yorker Restaurant, als Grobian nämlich), in einem Drama um eine Französin in einem Bordell von New Orleans (mit dabei im Cast die damals 22-jährige Jane Fonda), oder in Komödien («Der rosarote Panther» mit David Niven, Peter Sellers und Claudia Cardinale sowie «Was gibt's Neues, Pussy?», fussend auf dem Drehbuch des jungen Heywood «Woody» Allen, der auch mitspielt).

Für einige Auftritte bekam sie wohlmeinende Rückmeldungen, beispielsweise für den als Ehefrau des dussligen Inspektors Clouseau (Sellers) im «Rosaroten Panther». Andere Filme wurden von Kritikern nicht oder kaum beachtet, darunter «Was gibt's Neues, Pussy?», ein Erfolg beim Publikum übrigens. Persönlich habe ich mit meinen Nicht-Profifilmkritiker-Augen in diesen beiden Werken grosse Schauspielerinnen gesehen – Capucine war aber nicht darunter (im «Panther» war's die junge Claudia Cardinale, die zudem als Sän-

gerin und Tänzerin überzeugte; in «Was gibt's Neues, Pussy?» war es Romy Schneider). Die Beschreibung von Capucine in den Columbia-Pictures-Unterlagen für ihren nächsten Film, «Venedig sehen – und erben ...» (englisch «The Honey Pot», erschienen 1967), «eine Frau so knochig wie ein Kranich und so kalt wie ein Eiswürfel», finde ich aber hart, zu hart. Man muss Capucine als *actrice* nicht lieben, einverstanden, streng über ihr Äusseres zu urteilen scheint mir aber an den wassergewellten Haaren herbeigezogen, sie war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit.

Die 1960er Jahre waren ihre Zeit, die Jahre jedenfalls, in denen sie am meisten arbeitete. In denen Sie ein Filmstar war (ihre Beine, Teil ihres Kapitals, waren für eine halbe Million Dollar versichert.) Ihr Jahrzehnt endete mit einer Rolle in «Fellinis Satyricon» von 1969, einem Film des grossen Federico, wenn auch nicht sein bester (Platz 16 auf der Liste von 20, laut dem britischen *Guardian*). Blaise Hofmann nennt Capucine im Kurzauftritt als alte Frau «eine Fehlbesetzung». Und fasst ihre Filmografie bis hierher so zusammen: «Russische Prinzessin, die ihre Privilegien für die Liebe eines Komponisten aufgibt, Tänzerin des French Cancan, verliebt in einen unsensiblen Macho, Luxus-Prostituierte, eingebildete Nymphomanin, alte Ehe-Wahrsagerin ... Keine einzige normale und heitere Frauenrolle. Nur überdrehte, verwirrte Weiber, die ihr Glück in den Armen eines Mannes suchen.»

Der Biograf zeigt weniger Unverständnis gegenüber der Industrie respektive den Bossen von Hollywood oder Cinecittà, von denen erwartet er nicht mehr, er hadert dagegen mit seiner Heldin – schwieriger zu verstehen sei, weshalb Capucine, die in Paris ein freies Leben führte, Bücher der Brontë-Schwester, von Virginia Woolf und Simone de Beauvoir las, das «smartest girl of Hollywood» gewesen war, eingewilligt habe, sich auf das Darstellen hilfloser, oberflächlicher untertäniger Verführerinnen zu beschränken. Und er vergleicht ihre Rollenwahl respektive die Wahl, die andere für sie getroffen haben, mit der von Marilyn Monroe. Was hochgegriffen ist, aber wohl nicht ganz falsch.

### Los Angeles–«Losane» einfach

Um es mit Hildegard Knef zu sagen: «Von nun an ging's bergab.» Das heisst, das Unglück begann, wie so oft, Jahre früher, als der Schein noch gewahrt war, die Vorderansicht hell strahlte. Ende der sechziger Jahre war Capucine schwanger geworden – Vater des ungeborenen Kindes war Charles Feldman, ihr Gastgeber. Die Nachricht keine gute für ihn, Vater- beziehungsweise Mutterglück war nicht im Plan, solches verträgt sich schlecht mit dem vorgesehenen Verlauf der Schauspielerinnenkarriere. So sah es jedenfalls Charly der Agent. Und er entschied, was in Capucines Leben

passierte. Denn, schreibt Hofmann, sie hatte nicht bloss ihre Seele verkauft, sondern auch ihre Rechte an «der Marke ihrer Kleider, dem Schnitt ihrer Frisur und ihrer Nachkommenschaft». Also trieb sie ab. Und löste bald danach die Wohngemeinschaft sowie die Beziehung zu Charles auf. Feldman heiratete rasch eine andere Frau. Und starb sechs Monate später, im Mai 1968, an Krebs. Gerade rechtzeitig hatte er sich, immerhin, noch um eine neue Bleibe für Cappy gesorgt, er hatte ihr eine Attikawohnung gekauft in einem schicken neuen achtstöckigen Haus in Lausanne, Switzerland.

Man kann das Mädchen aus Los Angeles vertreiben, doch nicht Los Angeles aus dem Mädchen, heisst es sinngemäss. Was Capucine betrifft, muss die Redensart angepasst werden. Sie

### Die 1960er Jahre waren ihre Zeit, die Jahre auf jeden Fall, in denen sie am meisten arbeitete.

war in ihren amerikanischen Jahren nicht zur Amerikanerin geworden, das wollte die Französin nicht, *bien sûr*. Doch nach ihrem Trip Los Angeles–«Losane» einfach ging immer noch genug Anziehungskraft von ihr aus, dass William Holden und Yul Brynner Wohnungen im schicken Haus am Chemin de Primerose 6, nahe dem Parc de Milan in Lausanne, kauften, und nacheinander Capucines Nachbarn in den unteren Etagen wurden. Brynner, Star aus «Die glorreichen Sieben» mit russisch-schweizerischer Herkunft, wohnte bereits im waadtländischen Buchillon, zwanzig Kilometer von Lausanne entfernt. Wohingegen Holden, der 1954 mit dem Oscar als bester Hauptdarsteller für seine Rolle in «Stalag 17» ausgezeichnet worden war, weit weg lebte. Doch seit einer kurzen Liebschaft mit Capucine Anfang der 1960er Jahre (sowie einer erneuten ein paar Jahre später, während der Arbeiten für einen weiteren gemeinsamen Film) die längste Zeit in sie verschossen blieb. Allerdings lasteten wenigstens zwei Probleme auf der Beziehung: Holden war verheiratet sowie mehr oder weniger stark alkoholabhängig, und zwar eher mehr, wenn er mit Capucine zusammen war, so dass diese ihm beistehen und ihn pflegen musste, er soll sie «meine Florence Nightingale» genannt haben.

Man kann nicht schreiben, Capucine habe «Glück mit Männern» gehabt. Aber man kann schreiben, sie habe viele Männer gehabt. Viele mit bekannten Namen, was ihrem Beruf und dem damit verbundenen Umgang geschuldet war, oder wie es Liz Hurley vierzig Jahre später ausdrückte: «Man lernt nicht viele Zivilisten kennen als Schauspielerin.» Dirk Bogarde, den Capucine während der Arbeiten für ihren ersten Hollywoodfilm, «Nur wenige sind ausgewählt», 1959 kennengelernt hatte, wäre ein weiterer Eintrag auf ihrer Liebhaberliste, falls

sie eine solche geführt hätte. In seiner Autobiografie «Cleared for Take-Off» hielt er fest, sie sei die einzige Frau, die er hätte heiraten wollen. Es kam nicht so weit, eine Wohnung im Haus mit Nummer 6 am Lausanner Chemin de Primerose kaufte er ebenfalls nicht.

### Keine Hoffnung mehr im Herzen

Es gab zu dieser Zeit eine kleine Gemeinde grosser Hollywoodnummern am Genfersee oder in der Nähe, darunter Richard Burton (in Céligny), Peter Ustinov (Bursins), Noël Coward (Montreux), David Niven (Château-d'Oex), Blake Edwards (Gstaad) und, natürlich, Audrey Hepburn, Capucines Freundin, in Tolochenaz, fünfzehn Kilometer von Lausanne entfernt. An Gesellschaft mangelte es Capucine im Grunde nicht. Im Lied aus dem Broadway-Musical «Carousel» heisst es: «Wer Hoffnung im Herzen hat, wird nie alleine gehen.» Der Umkehrschluss: Ohne Hoffnung bleibt man alleine, auch inmitten einer *crowd*, einer Menge von Bekannten. Sie hatte immer weniger Hoffnung im Herzen.

### Um die Mittagszeit stieg sie über das Geländer ihrer Terrasse am Lausanner Chemin de Primerose 6.

«Weil ich die Schäden bei anderen gesehen habe, lehne ich es ab, ein Star zu sein», sagte sie, als sie ihre amerikanische Laufbahn beendete. Das mag stimmen. Doch tat sie's aus freien Stücken? «Da sie keinen Oscar bekommen hat, ist es vielleicht besser, Hollywood zu verlassen, bevor sie von ihm entlassen wird», fasst Hofmann ihre Lage in seiner Biografie zusammen.

1970 erschien kein neuer Film mit Capucine, zum ersten Mal seit zehn Jahren. 1972, 1973 und 1974 ebenfalls nicht. 1971 spielte sie eine Nebenrolle in «Rivalen unter roter Sonne», einem europäischen Western mit Alain Delon. Er hatte in Amerika nie mehr geholt als *French lover*-Kleinauftritte, weshalb er zurückkehrte nach Europa, wo er als *leading man* gesetzt war. Capucines Entwicklung war umgekehrt verlaufen – mit über vierzig Jahren und immer noch vielen Bildern in Illustrierten, in denen

sie unverändert als Star beschrieben wurde, entdeckte sie die Ansprüche und Schwierigkeiten, die damit verbunden waren, einen Eindruck zu hinterlassen, wenn man bloss zwei Szenen und drei Bewegungen oder Sätze zur Verfügung hatte.

Die entscheidende Frage im Leben einer Schauspielerin, in dem sich alles darum dreht, von möglichst vielen Zuschauerinnen und Zuschauern bewundert oder wenigstens wahrgenommen zu werden, lautet: «Are you working, darling?» (Hast du Rollen, Lieblich?) Es ist auch der Titel des Romans, den der Schauspieler Rupert Everett über einen Schauspieler geschrieben hat, der nicht arbeitet, keine Rollen hat. Folglich kein Schauspieler ist. Und also in der Wahrnehmung derer, die zählen – andere Schauspieler und, vor allem, er selbst –, ein Nichts ist, ein Niemand. Capucine mag ab der zweiten Hälfte der 1970er Jahre so oder ähnlich empfunden beziehungsweise sich selbst eingeschätzt haben. Hofmann schreibt: «1977 musste sie sich damit abfinden, dass ihre Karriere vorbei war.» Um für ihr Leben aufzukommen, drehte sie Fernsehfilme und -serien (solche hatten damals nicht die Beachtung der besten heutigen von für Streamingdienste produzierten Mehrteilern).

1980 gab sie einem Journalisten von *Le Matin* ein Interview und sagte, sie sei nun «reif für das Theater», nachdem sie sich früher davor gefürchtet habe, den gleichen Text jeden Tag für ein oder zwei Jahre vorzutragen. War es eine Bewerbung? Vielleicht, aber eine erfolglose. Ein Jahr wurde sie in der *Tribune de Genève* so wiedergegeben: «Es ist nett, dass Sie mich besuchen, aber ich habe nicht viel zu erzählen. Man sieht mich in einem Nerzmantel und mit Perlen. Doch ich mache nichts Bemerkenswertes mehr.»

Audrey Hepburn soll zu Billy Wilder, dem Autor und Produzenten, gesagt haben: «Ich bin nur eine halbe Frau. Um die andere Seite von mir zu kennen, musst du Capucine kennen.» Capucine wiederum habe der Schauspielerin Susan Hayward anvertraut: «Audrey und ich haben uns mehrmals gegenseitig vom Suizid abgehalten.»

Die Hepburn zählte in den 1950er und 1960er Jahren zu den grössten weiblichen Filmstars. In diese Höhe war Capucine nie aufgestiegen. Vergleichbar waren die beruflichen Lebensläufe dennoch, auch die grosse Audrey war ab Ende der 1960er Jahre kaum mehr in Filmen zu sehen. Dies war aber wohl Ergebnis ihres eigenen Willens. Obwohl es grundsätzlich schwierig ist für Frauen in der Mitte der Laufbahn grosse Rollen zu holen – zu alt für die Verführerin, zu jung für die Grossmutter (es gab bisher meist bloss eine Meryl Streep je Generation). Audrey war zudem Mutter zweier Söhne und setzte sich als Wohltäterin für gute Zwecke ein; sie starb 1993, mit 63, an Krebs.

Während der 1980er Jahre lebte Capucine «neben dem Telefon» (Hofmann). Die alternde Diva, die der Welt und dem Filmgeschäft den Rücken zuwendete, ihre Tage im halbdunklen Appartement in Lausanne verbringt, alleine mit frischen Blumen von Fans und sanft im Wind wehenden gezogenen Seidenvorhängen ... Die elegante Vorstellung ist beeinflusst von Marlene Dietrichs Lebensherbst in Paris.

«Es ist nett, dass Sie mich besuchen, aber ich habe nicht viel zu erzählen.»

Es gibt sogar ein weichgezeichnetes Foto, auf dem die Dietrich genau das tut – mit perfektem Haar und Make-up, einen grossen Hörer in der manikürten Hand haltend und wohl gerade fernmündlich in Verbindung zu einer ausgewählten Berühmtheit stehend (beziehungsweise liegend). Die Wirklichkeit zeichnete ein weniger schönes Bild.

Capucine hielt sich in diesen Jahren immer wieder in Anstalten auf, wo sie sich wegen Depressionen behandeln lassen musste. Sie schminkte und frisierte sich nicht mehr, verriet sie ihrem alten Freund Hubert de Givenchy; sie schlafe schlecht ausserdem, manchmal könne sie gar nicht schlafen, ausgehen würde sie schon länger nicht mehr, sie sei immer die Älteste am Tisch. Als sie von Pflägern der psychiatrischen Klinik Cery in Prilly zu einer Kur abgeholt wurde, soll sie diese angeschrien haben: «Lassen Sie mich sterben.»

Am Morgen des 17. März 1990, einem Samstag, zeigte sich die Sonne noch mal kurz, für Nachmittag und Abend waren Wetterverschlechterung und schliesslich Schauer vorausgesagt. Germaine Lefebvre, Capucine für die Welt, Cappy für ihre wenigen Freunde, spürte den Regen nicht mehr. Um die Mittagszeit stieg sie über das Geländer ihrer Terrasse am Lausanner Chemin de Primerose 6. Im Haus, in dem einst drei Hollywoodstars Appartements hatten (und wo heute «P. et M. Shevardnadze» angeschrieben steht neben der Türglocke des Penthauses im achten Stock).

Abschiedsbrief soll sie keinen hinterlassen haben. Audrey Hepburn hat sie vermutlich auch nicht mehr angerufen. Obwohl die Freundinnen einander fest versprochen hatten, sich zu telefonieren, sobald der schwarze Hund der Depression wieder in ihr Leben tritt.

Blaise Hofmann: «Capucine. Unsere vergessene Hollywood-Ikone», Zytglogge, Bern 2020 (Originalausgabe: «Capucine». Editions Zoé, Genf, 2015), 200 Seiten.



# LITERATUR UND KUNST

Der Schweizer Dirigent  
Lorenzo Viotti  
triumphiert als  
Model-Maestro.  
*Manuel Brug, Seite 73*

Herausgegeben von Daniel Weber



*Grösstes Sommertheater der Welt.*

**André Derain, Karnevalsfiguren, 1906** – Selbstverständlich ist die Kunstmesse Art in Basel mehr als ein von Ruinart-Champagner durchfluteter Marktplatz, auf dem in grossem Stile Bilder verhökert werden. 250 Galerien zeigen Werke von über 4000 Künstlerinnen und Künstlern, und endlich kann auch wieder problemlos getrunken werden an den Bars und in den Lounges, weil die Masken weg sind, und man sieht auch Gesichter, was nicht immer von Vorteil ist, an der Art aber schon.

Die Art Basel ist das grösste Sommertheater der Welt, eine famose, ungeschminkte Commedia dell'Arte, ganz in Make-up getaucht und voller sich selbst spielender Laiendarsteller.

Es ist eine Showtime der Selbstherrlichkeit, ein stetes Wandeln ein paar Zentimeter und manchmal auch Lichtjahre über den Realitäten, es ist ein grandios inszenierter Kunstkosmos voller ästhetischer Schaffenskraft bei gleichzeitiger Dekadenz.

All die Schmetterlinge dort, die umherflattern auf der Suche nach Blütenstaub, all die Geldsäcke, die sich ihren Weg bahnen zu noch mehr Geld, all die Sternchen, die ihnen hinterherstaksen, all die Künstlerinnen und Künstler, die ein paar Tage lang hofiert und herumgezeigt werden, all die Partys, all die kleinen Animositäten, etwa jene zwischen den mächtigsten Galeristen der Gegenwart, David Zwirner und Larry Gagosian. Gagosian ist, man

muss es so sagen, angepisst, weil Zwirner ihm die Tische im «Chez Donati», die Gagosian seit Jahren als die seinen betrachtet, irgendwie weggeschnappt hat.

Eine Woche dauert dieser Karneval menschlicher Höhenflüge und kleinerer und grösserer Abstürze vor einem üppig bebilderten Hintergrund, der ist, wie André Derains Leben war: bunt, gefüllt mit fast allen Formen des Lebens, das Krieg kannte und Karneval, Verzweiflung und Euphorie, manchmal zur selben Zeit, eines mit Grandeur und dann, als das bunte Treiben sich erschöpft hatte, sich hinter den Mauern eines Hauses und seinen eigenen auf der Suche nach sich selbst verschanzte.

*Michael Bahnerth*

# Unbekanntes tausendjähriges Reich

Das Herzogtum Burgund dauerte 1111 Jahre und einen Tag.

Mit ihren Siegen gegen Karl den Kühnen besiegelten die Eidgenossen seinen Niedergang.

Jürg Altwegg

**Bart Van Loo:** Burgund. Das verschwundene Reich. Eine Geschichte von 1111 Jahren und einem Tag. Aus dem Niederländischen von Andreas Ecke. C. H. Beck. 656 S., Fr. 47.90

In drei Schlachten – Grandson, Murten und Nancy – besiegten die Eidgenossen Karl den Kühnen. Das Herzogtum Burgund, das im Laufe eines Jahrtausends zum Rivalen der französischen Monarchie geworden war, hat die Niederlagen seiner bisher unbesiegbaren Armee nicht lange überlebt. Der belgische Historiker Bart Van Loo erzählt Burgunds Aufstieg und Fall. Sein Buch haben die Kritiker zum Meisterwerk ausgerufen. Vereinzelt wird der Autor mit Johan Huizinga verglichen, der vor einem Jahrhundert den Klassiker «Herbst des Mittelalters» vorlegte. Bereits hat der Verlag die fünfte Auflage ausgeliefert.

Van Loo beschreibt Burgund als Hochburg des Humanismus und der Renaissance. Dem Reich zwischen Frankreich und Deutschland bescheinigt er eine mittelalterliche Zivilisation, die er eine «verschundene» nennt und die eine unbekannt geblieben ist. Zum Herzogtum Burgund gehörten auch die Niederlande und Belgien: «Die Wurzeln von Niederländern und Flamen laufen unterirdisch nach Süden.»

Die erste Liebeserklärung Van Loos gilt den Büchern, die er in seiner Jugend verschlang. «Die blassgrünen Bändchen strahlten trübe Langeweile aus», sie erschienen im Verlag Historia. Zwei bis drei Generationen von Belgiern sind damit aufgewachsen. Ihre Wirkung ist nicht zu unterschätzen. Ihr Herausgeber war der Priester, Historiker und Lehrer Jan Schoonjans, auf den Van Loo im Prolog eine Hymne anstimmt: «Er liess uns die Vergangenheit durch einen romantischen Filter sehen.» In seinen Erläuterungen schwärmte Schoonjans, der «kein Klischee scheute», von den «tüchtigen und tapferen Soldaten», betonte, dass wir Grund hätten, stolz auf unser Land zu sein, dass es unser Land schon immer gegeben habe und die Belgier sich seit zwei Jahrtausenden ihrer «belgischen» Identität bewusst seien.

Und in seinem Prolog formuliert der 1973 in den Niederlanden geborene Van Loo eine weitere Liebeserklärung: an seine geistige Heimat Frankreich und an die Frau, die es ihm bescherte, eine Burgunderin. Ausführlich präsentiert Van Loo den «Schreibprozess» seines Werks, in dem sich «die Entwicklung spiegelt, die ich durchgemacht habe». An seinem Anfang steht eine Illustration, die er dem Buch in einer kleinen und schlechten Kopie voranstellt. Schoonjans publizierte sie im Kapitel über den Tod Karls des Kühnen in der Schlacht bei Nancy, 1477: «Sein von den Wölfen angefressener Leichnam wurde im Schnee gefunden», schrieb er in der Legende. Die Wölfe sind nicht im Bild, eine Leiche glaubte Van Loo im Schatten eines Baumes zu erkennen. Auf diese Urszene weist der «Schreibprozess» zurück: «zum Schnee, zu der Leiche, zu den unsichtbaren Wölfen [...] zum Geheimnis von Nancy».

## «Horde von Wilden»

Weit holt er aus, um es zu ergründen. Selbst den Wetterbericht des Jahres 406 – und viele andere Details – scheint der Historiker recherchiert zu haben. Es ist die Zeit der Völkerwanderungen, und die Tatsache, dass der Rhein in der Gegend von Mainz zugefroren ist, begünstigt sie: Erstmals wird er von Burgundern, die aus dem Osten stammen, überschritten. Ein Jahrhundert danach heiratet Chlodwig I., König der Franken, die in Genf erzogene burgundische Prinzessin Clothilde, unter deren Einfluss

er sich zum Katholizismus bekehrt. Mit dieser Ehe verbünden sich zwei Völker, die sich zuvor bekriegt hatten. Es ist der Beginn einer tausendjährigen Geschichte, während deren die Herzöge von Burgund versuchen, mit Kriegen und Ehen ein Königtum zu werden.

Van Loo hat das Buch in fünf Teile gegliedert: Die ersten behandeln jeweils tausend, hundert und zehn Jahre, die letzten ein Jahr und einen Tag. In dieser Dramaturgie kommt der Auseinandersetzung mit den Eidgenossen eine besondere Bedeutung zu.

Frankreich ist geschwächt aus dem Hundertjährigen Krieg hervorgegangen, Burgund mächtig wie nie. Karl der Kühne greift nach der Krone. Er ist zum unbestrittenen Anführer einer Koalition von Vasallen gegen den französischen König geworden. Ludwig XI. will seine Feinde zerschlagen. «Die Heere standen sich schon kampfbereit gegenüber», als sich Ludwig und Karl zu Verhandlungen durchringen und ihre Absicht bekunden, einen Frieden zu schliessen. Doch in Lüttich kommt es zu einem Aufstand gegen die Burgunder, Ludwig XI. unterstützt ihn – was den Herzog veranlasst, den König zu verhaften. In Lüttich bleibt Karl der Kühne Sieger.

Karl ist «1475 auf dem Höhepunkt seiner Macht angelangt» und bestrebt, sein Reich ostwärts zu erweitern. Der Konflikt mit den Eidgenossen war unvermeidlich: «Sie erweiterten ihre Einflussphäre [...] nach Westen, denn dort lag ein interessanter Absatzmarkt.»

In Grandson liess Karl die gesamte Besatzung des Schlosses umbringen: «Er befahl drei Henkern, vierhundert Mann an den Bäumen aufzuhängen, die übrigen wurden im See ertränkt.» Nur hatten es die tumben Eidgenossen, als es zur Schlacht kam, noch gar nicht bemerkt. Bei ihrer Beschreibung als «Horde von Wilden» ist Van Loo kein Klischee zu abgedroschen. Die «Bauernsöhne», auch «Viehhirten», später «Kuhhirten und Bürger», wahlweise auch «Bauerntölpel» und «Ochsentreiber» genannt, machten «eine der reichsten Kriegsbeuten der Militärgeschichte». Sie konnten «die Diamanten vom Boden» auflesen, waren aber zu dumm, um «einzuschätzen, was sie im burgundischen





*Hochburg des Humanismus:* Detail des Genter Altars (1432) von Jan und Hubert van Eyck.

Lager vorfanden». Und dann auch noch zu blöd, um die fliehenden Burgunder zu verfolgen und Rache für das Massaker im Schloss zu nehmen. Warum auch: «Sie waren im irdischen Paradies angekommen.»

Die Schlacht von Murten ist bei Van Loo ebenfalls ein Klischeefestival. Die Eidgenossen werden jetzt als Kollektiv erfasst. Als «Riesengel, deren Stacheln eiserne Spitzen hatten», «Gevierthaufen» und «Gewalthaufen» im Krieg gegen die «beste Artillerie Europas». Weil ihr erwarteter Angriff ausblieb, «glaubte der Herzog schon, die Schweizer machten sich vor Angst in die Hosen». Als sie dann doch kamen, «nahm der Feind gerade ein Sonnenbad». Die überraschten Burgunder «sprangen in den See

oder kletterten auf die Bäume: Sie ertranken oder wurden wie Enten abgeschossen.» Karl der Kühne «entkam auf wunderbare Weise».

Seine Stunde schlug in Nancy. Die Eidgenossen kämpften auf Seiten der Franzosen, «diesmal einzig und allein um des Soldes und der Aussicht auf noch mehr Beute willen» – ach ja, sie wollten Märkte für den Export erschliessen. Jetzt ist sogar einmal von «klugen Eidgenossen» die Rede: Sie hatten «ihr Heer in zwei Teile aufgeteilt». Einmal mehr muss der Herzog fliehen, sein Pferd El Moro wirft ihn ab – und Van Loo löste das Rätsel, das ihn seit seiner Jugend antreibt: «Die entfesselten Schweizer hinter ihm erkannten den Mann im Schnee nicht. Einer holte mit seiner Streitaxt

aus. Ein Schrei, ein letzter Abwehrversuch, ein gespaltenen Schädel. Karl muss auf der Stelle tot gewesen sein.» Dass ein Schweizer zugeschlagen haben soll, ist reine Spekulation. Die Wölfe aber, die sich an den Leichen satt- und im Unterbewusstsein des jungen Van Loo festgefressen hatten, sind belegt.

Die Darstellung ist ein grosser Wurf, im Detail aber oft fragwürdig; der Stil stellenweise salopp oder geradezu schwülstig. In der Dramaturgie

*Selbst den Wetterbericht des Jahres 406 scheint der Historiker recherchiert zu haben.*

steckt viel Netflix, in der Sprache wenig Hui-zinga. Der im Prolog und im Nachwort formulierte Dank an die vierjährige Tochter verdeutlicht nochmals den Schreibprozess: Im Museum erweist sie sich beim Erkennen der Bilder als Wunderkind, zu Hause hilft sie dem Vater, der sinnlos Glühbirnen der Marke Philips aneinanderreicht, aus der Sinnkrise und löst seine Schreibblockade.

#### **Benebelt von Pracht und Prunk**

Auch aus den politischen Motiven macht Van Loo keine Mördergrube. Die Geschichtsschreibung, klagt er, konzentriert sich in Belgien und den Niederlanden viel zu sehr «auf die schmerzliche Trennung». Mit dem tausendjährigen Herzogtum kommt es zur Wiedervereinigung: «Als wären wir immer zusammen gewesen.» Fühlen sich die Beneluxstaaten wegen ihrer gemeinsamen Vergangenheit als Burgunder so wohl in Europa?

Auch allfälligen Ideologen der Schweizer Geschichte hat Van Loo mehr zu bieten als die Klischees über die Ochsentreiber, «die von so viel Pracht und Prunk dermassen benebelt waren, dass sie nicht mehr richtig zählen konnten». Waren sie weniger tüchtig und tapfer als die Soldaten von Schoonjans, dem Karl May seiner Jugend? Drei Mal innerhalb eines Jahres besiegten sie das «einst unbesiegbare Heer» von Karl, dem «Grossherzog des Westens». Sie beendeten die Vorherrschaft der Burgunder und leiteten deren schnellen Niedergang ein – von dem mehr noch als die Franzosen die Habsburger profitierten. Die Eidgenossenschaft war damals die führende militärische Macht in Europa – zumindest bis 1515 und Marignano, das die Burgunderkriege aus unserer politischen Mythologie verdrängt hat.

Das Mahnmal der Schlacht von Murten – ein Gebeinhaus – war damals schon errichtet. Bart Van Loo zitiert zwei Zeilen aus der Inschrift von Albrecht von Haller, die im 18. Jahrhundert beigefügt wurde:

*Steh, still, Helvetier! / hier ligt das kühne Heer,  
Vor welchem Lütich fiel, u. Frankreichs Thron  
erbehte [...]*

# Zauber der Dinge

Sylvie-Sophie Schindler

Walter Benjamin: Einbahnstrasse. Suhrkamp, 2001. 128 S., Fr. 17.90

Walter Benjamin: Berliner Kindheit um neunzehnhundert. Fassung letzter Hand. Suhrkamp, 1987. 116 S., Fr. 21.90

Nein, lassen wir uns nichts einreden, die Welt ist nicht entzaubert. Jedem Ding wohnt, man kann es ihm nicht entreissen, sein Geheimnis inne. Wer verlernt hat, dafür empfänglich zu sein, muss sich nicht grämen, denn selbst der erschlaffteste Muskel lässt sich wieder trainieren. Betrachten wir nur mal alles aus Walter Benjamins Augen. Es verwundert nicht, dass er, der sich vortrefflich darauf verstand, das Poetische aus Orten und Gegenständen herauszulesen, «etwas von einem Zauberer an sich hatte», wie es einer seiner engsten Freunde, Theodor W. Adorno, formulierte. Und Hannah Arendt, Vertraute während seines Paris-Exils, schrieb über den grossen deutschen Intellektuellen: «Er dachte dichterisch.»

Dichterisch war nicht nur sein Denken, Walter Benjamin schien seine ganze Existenz

auf diese Weise zu bestreiten. Was das bedeuten kann, beschrieb der ihm darin verwandte Peter Handke einmal so: «Aber ich lebe nur von den Zwischenräumen.» Und darin wird man ganz selbstverständlich wieder zum Kind, das gerne vom Weg abkommt und sich im Abseitigen verliert. Hingegeben, so wie Benjamin, an das, was niemand braucht, an das achtlos liegengelassene Zeug. Dessen Attraktivität gerade darin liegt, dass es nicht mehr dienlich ist. Möglicherweise kann ein Ding überhaupt erst durch diese Losgelöstheit seine Eigenständigkeit erfahren. Und erst seinen Zauber entfalten,

## *Benjamin versteht sich auf das Spiel mit dem Unbewussten, auf das Entbergen des Verborgenen.*

sobald wir es nicht mehr benutzen wollen, sobald es uns eigentlich gleichgültig sein müsste.

Hier kommt die Zeit ins Spiel. Denn sie ist es, die an den Dingen nagt. Nach dem Teddybären, den das Kind im Schlaf eng an sich drückt, greift der Erwachsene kaum mehr. Aber vielleicht können sie, die vergessenen Dinge, wieder neu auferstehen? In «Berliner Kindheit um neunzehnhundert» betreibt Benjamin Erinnerungsarbeit. Die skizzenhafte Sammlung entstand im Laufe der 1930er Jahre und

erschien 1950, also postum. Darin stöbert Benjamin, ähnlich wie Marcel Proust, nach Gegenständen und Bildern, die zu einer Zeit gehören, die unwiederbringlich verloren scheint – aber ist sie das wirklich? Und was erzählen die Dinge der Vergangenheit über uns? Benjamin weiss von Zeiten, da «hing das Telephon entstellt und ausgestossen zwischen der Truhe für die schmutzige Wäsche und dem Gasometer in einem Winkel des Hinterkorridors, von wo sein Läuten die Schrecken der Berliner Wohnung nur steigerte».

Das mitunter Traumartige, das in diesen Erinnerungen liegt, findet seinen Vorgänger in «Einbahnstrasse». Das aus über hundert Miniaturen komponierte Werk, übrigens das einzige literarischer Art, das zu Benjamins Lebzeiten erschien, folgt keiner erkennbaren Logik, sondern alles – Porträts, Thesen, Beobachtungen – scheint wie zufällig zusammengestellt. «Die Verkoppelung von Dort und nächstem Hier, von brütenden Mythen mit dem exaktesten Alltag», wie Ernst Bloch analysierte, der auch eine Nähe zum Surrealismus herausstellte. Ja, darauf versteht sich Benjamin: auf das Spiel mit dem Unbewussten, auf das Entbergen des Verborgenen – und alles so en passant, so selbstverständlich, als wüssten wir es längst, nur hat uns schon lange niemand mehr darauf hingewiesen: «Wer liebt, [den] binden Runzeln im Gesicht und Leberflecken, vernutzte Kleider und ein schiefer Gang viel dauernder und unerbittlicher als alle Schönheit.»

## Reine Existenz

Wohin also führt es, wenn man Walter Benjamin liest? Wie unter den Romantikern mit ihrer Losung «Auf ins Ungewisse» wird uns die Welt wieder zum Rätsel. Sie wird zum Ort des Staunens und Ahnens, mitunter auch des Schreckens; wir verlassen Gewissheiten, wir wagen das Unkalkulierbare. Ohne Geländer, an das wir uns klammern könnten, sind wir zurückgeworfen auf uns selbst, auf die reine Existenz. Ein Zustand, der Stille und Langsamkeit befördert.

Jean-Michel Palmier, der Werk und Leben Benjamins umfassend studierte, erkannte in ihm einen Menschen «in wandelloser Ruhe, einsam, abseits von der Lebensstrasse». Susan Sontag lässt Benjamin sagen: «[...] dass ich unterm Saturn zur Welt kam – dem Gestirn der langsamsten Umdrehung, dem Planeten der Umwege und der Verspätungen».

Irren und Verirren ist also gewollt – Google Maps erscheint vor diesem Hintergrund alles andere als eine Errungenschaft. Das Flanieren – nicht das Spazieren! – entwickelt sich bei Benjamin schliesslich, und dies erscheint unvermeidbar, zu einer Lebenshaltung. Wer sich ihm anschliesst, kommt ganz neu zu den Dingen, vielleicht gar, dieses Pathos sei erlaubt, völlig neu zur Welt.



Hingegeben an das achtlos liegengelassene Zeug: Philosoph Walter Benjamin (1892–1940).



# Die Ehefrau und die Geliebte

Otto A. Böhmer

Anton Tschechow: Frühlingsgefühle. Geschichten von der Liebe. Aus dem Russischen von Peter Urban und Beate Rausch. Diogenes. 272 S., Fr. 33.90

Der russische Schriftsteller Anton Tschechow machte um die eigene Person einen Bogen; sie war für ihn nicht der Rede wert. Ein Lebenslauf, den der 32-jährige Tschechow 1892 verfasste, fällt bereits entsprechend wortkarg aus: «Geboren wurde ich 1860 in Taganrog. 1879 beendete ich das Gymnasium in Taganrog. 1884 beendete ich das Studium an der Medizinischen Fakultät der Universität Moskau. 1888 bekam ich den Puschkin-Preis. 1890 unternahm ich eine Reise nach Sachalin durch Sibirien und zurück übers Meer. 1891 unternahm ich eine Tournee durch Europa, wo ich sehr guten Wein getrunken und Austern gegessen habe. [...] Zu schreiben begann ich 1879. [...] Ich habe auch im dramatischen Fach gesündigt, wenn auch mit Massen [...]. In die Mysterien der Liebe eingeweiht wurde ich, als ich dreizehn Jahre alt war. Mit meinen Kollegen, Medizinern wie Literaten, pflege ich ausgezeichnete Beziehungen. Junggeselle.»

Dass Tschechow lieber die Welt in den Blick nimmt als sich selbst, hat nicht nur mit persönlicher Disposition, sondern auch mit Herkunft und Erfahrung zu tun. Seine Kindheit findet praktisch nicht statt, seine Jugend ist hart, ent-

**Tschechow mutet den «Frühlingsgefühlen» nicht mehr zu, als sie auf Dauer leisten können.**

behrungsreich, freudlos; dennoch entwickelt er eine Art sonniges Gemüt. Er versteht sich darauf, auch der unwürdigsten Situation noch etwas Komisches abzugewinnen. Dabei hat er im Grunde nichts zu lachen: Zu Hause herrscht der Vater, ein frömmelnder, ehemaliger Leibeigener, der seine Frau und die sechs Kinder verprügelt, vor den Reichen und Mächtigen aber buckelt und kriecht. In Taganrog, dem Geburtsort Tschechows am Asowschen Meer, betreibt er einen Kramladen, der weniger als das Nötigste abwirft; die Familie lebt in bitterster Armut, was Tschechow nie vergessen konnte.

## Witz und Wortfertigkeit

Es ist erstaunlich, wie er seine unheimliche Kindheit gemeistert hat. In der Familie ist er der ruhende Pol; sogar der jähzornige Vater kapituliert



*Diese fast zeitlos gedachte Aufbruchstimmung.*

vor der als Gutmütigkeit getarnten Charakterstärke seines drittältesten Sohns. Anton Tschechow schliesst die Schule ab und beginnt ein Medizinstudium in Moskau. Da sein Witz und seine Wortfertigkeit inzwischen bekannt geworden sind, schreibt er pointierte Kurzgeschichten und Humoresken. Die Honorare sind karg, aber die Menge macht's: Tschechow wird zum Ernährer der Familie, die schon vor ihm nach Moskau gezogen ist.

Im Mai 1884 promoviert er zum Doktor der Medizin. Für ihn ist es selbstverständlich, dass er zwei Berufen nachgeht, die sich trefflich ergänzen: «Die Medizin ist meine gesetzliche Ehefrau, die Literatur meine Geliebte. Wenn mir die eine auf die Nerven fällt, nächtige ich bei der andern. Das ist meinerwegen unanständig, aber dafür nicht langweilig. Und darum verlieren auch beide nicht durch meinen Treuebruch.»

Wer wissen möchte, wie Tschechow über die Liebe dachte, sei auf das wunderbare Buch «Frühlingsgefühle» verwiesen, das seine frühen und späten Liebesgeschichten enthält. Mit dem Titel verbinden wir eine fast zeitlos gedachte Aufbruchstimmung. Tschechow kennt diese Gefühle sehr wohl, er weiss aber auch, dass sie gefährdet sind und ihre Tücken haben. Die Liebe nämlich, von der wir anscheinend gar nicht genug bekommen, ziert sich, sie ist hochempfindsam und knickt ein, wenn der Tonfall nicht mehr stimmt und das Überirdische, auf das man einst zielte, verschwunden bleibt.

Tschechow mutet den «Frühlingsgefühlen» nicht mehr zu, als sie auf Dauer leisten können.

Die Liebe nämlich ist in die mal himmelhoch jauchzenden, mal kläglich versickernden Planspiele eingebettet, die zu unserem Lebensgepäck gehören, das mit zunehmendem Alter zur Bürde wird. Auch dann jedoch können wir uns zur Wehr setzen. In einer Geschichte mit dem unendlich passenden Titel «Ende gut» bringt ein gesetzter Beamter, der sich überwiegend als pflichtbewusster Fahrkartenkontrolleur durchschlug und nun für den Ruhestand plant, seine Sicht der verbliebenen Liebesdinge auf den Punkt. Er geht zu einer «Kupplerin», die ihm, gegen eine geringe Gebühr, helfen soll – wobei sich abzeichnet, dass die Dame ihm besser gefällt, als es schicklich wäre.

««Ich brauche keine junge Gattin», sagte der Oberkondukteur, «ich bin schon ein älterer Mensch, und ich brauche eine, die ... in der Art wie Sie ... gesetzt und würdevoll ...» «Gott weiss, was Sie da reden ...», begann die Kupplerin zu kichern und bedeckte mit dem Taschentuch ihr purpurrotes Gesicht. – «Was gibt's da lang zu überlegen? Sie passen mir, und mit Ihren Qualitäten sind Sie für mich die geeignete. Ich bin ein positiver Mensch, und wenn ich Ihnen gefalle, dann ... was könnte noch besser kommen? Gestatten Sie mir, Ihnen einen Antrag zu machen!» Die Kupplerin brach in Tränen aus, begann zu lachen und stiess, zum Zeichen ihres Einverständnisses, mit ihm an.»

Anton Tschechow stirbt am 2. Juli 1904 in Badenweiler. «Ich bin nur der Verwalter, nicht der Herr meines Lebens gewesen», hat er zuvor noch gesagt, und das gilt für jeden von uns. Tschechow war ein grossartiger Sprachkomponist, der nicht nur das eine, oft variierte Lied von der Lethargie des Menschen schrieb, sondern auch die Wehmütigkeit nachzeichnete, die uns umgarnt.

Anton Tschechow stirbt am 2. Juli 1904 in Badenweiler. «Ich bin nur der Verwalter, nicht der Herr meines Lebens gewesen», hat er zuvor noch gesagt, und das gilt für jeden von uns. Tschechow war ein grossartiger Sprachkomponist, der nicht nur das eine, oft variierte Lied von der Lethargie des Menschen schrieb, sondern auch die Wehmütigkeit nachzeichnete, die uns umgarnt.



*«Das macht sie immer, wenn sie den Knoblauchgeruch an den Händen loswerden will ...»*

# Verbrechen gegen die Menschlichkeit

Wolfgang Koydl

**Lutz C. Kleveman:** Smyrna in Flammen. Der Untergang der osmanischen Metropole 1922 und seine Folgen für Europa. Aufbau. 381 S., Fr. 37.90

Kriegsverbrechen, Vertreibungen, Massaker, Völkermorde – kein anderes Jahrhundert der Weltgeschichte hat so viele Marksteine menschlicher Grausamkeit wie das zwanzigste. Sie sind so zahlreich, dass sogar zeitgeschichtlich gebildete Europäer viele gar nicht kennen, auch wenn sie sich in geografischer Nähe abspielten und Auswirkungen bis in die Gegenwart hatten.

Eine dieser welthistorischen Katastrophen jährt sich in diesem Jahr zum hundertsten Mal: der Brand von Smyrna im September 1922. Die vitale Vielvölkermetropole an der kleinasiatischen Ägäisküste wurde dem Erdboden gleichgemacht, als türkische Truppen unter dem Kommando von Mustafa Kemal, dem



*Opfer eines gnadenlosen Nationalismus:*  
Brand von Smyrna, 1922

Republikgründer Atatürk, sie von griechischer Besetzung befreiten. Auf ihren Ruinen entstand die moderne türkische Grossstadt Izmir.

So grundlegend war die Zerstörung, dass heute so gut wie nichts mehr an die alte Stadt erinnert, nicht einmal das Strassennetz. Mit Smyrna ging aber auch eine Lebensart zugrunde, wie sie viele multiethnische Städte am Schwarzen Meer, an der Adria und im östlichen Mittelmeer auszeichnete: Triest, Ragusa, Saloniki, Odessa, Konstantinopel, Beirut, Alexandria – sie wurden Opfer eines gnadenlosen Nationalismus, der andere Volksgruppen vertrieb oder ermordete: Juden, Griechen, Armenier, Europäer oder Levantiner – die Urform des Weltbürgers, polyglott, mit gemischten Wurzeln und überall auf der Welt zu Hause. Die ältesten Familien kamen aus den italienischen Handelsrepubliken Genua und Venedig nach Smyrna.

Lutz C. Kleveman nähert sich dem Thema auf bewährte Weise. Wie schon in anderen Büchern, etwa über die Stadt Lemberg, ist auch «Smyrna in Flammen» eine Art historisch-politischer Reisebericht. Denn der Autor schildert seine Recherchen, die ihn über viele Wochen hinweg von Piräus über die griechische Insel Chios nach Izmir führten. Er stöberte in Archiven, sprach mit Nachkommen smyrnotischer Familien und beschreibt, was er sah. So entstand eine ebenso spannende wie lehrreiche Reportage.

## Das Leben in seiner Buntheit erlosch

Kaum etwas erinnert im modernen Izmir an Smyrna, und dennoch gibt es eine Gemeinsamkeit: Beide Städte waren eine Art Fremdkörper in ihrem Staat. Das überwiegend griechische Smyrna galt bei muslimischen Türken als ungläubig. Die Sitten waren hier viel lockerer als sogar in der Metropole Konstantinopel. Auch Izmir wendet der Türkei den Rücken zu und orientiert sich hinaus zum Meer, nach Europa. Nie hat Präsident Recep Tayyip Erdogans religiöse Partei AKP hier eine Wahl gewonnen.

Der Brand von Smyrna war ein unaussprechliches Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Zehntausende flohen vor der Flammenwand in den Hafen, wo sie sich tagelang am Quai drängten. Türkische Soldaten schossen immer wieder in die Menge oder zerrten junge Männer, meist Griechen und Armenier, heraus und erschlugen oder deportierten sie. Die ganze Zeit über lagen britische, amerikanische und andere westliche Kriegsschiffe im Hafen, ohne einzugreifen. Die USA und die europäischen Siegermächte wollten es sich nicht mit der aufstrebenden Türkei verderben. Schon damals ging es um Öl, auf das vor allem die boomende amerikanische Autoindustrie eines Henry Ford angewiesen war.

Nur dem beherzten Eingreifen des amerikanischen Pastors Asa Jennings war es zu verdanken, dass dennoch Tausende Smyrnioten evakuiert werden konnten, bevor das Ultimatum ablief, das Atatürk gestellt hatte. Der siegreiche General bezeichnete die Zerstörung der Stadt als «unerfreulichen Zwischenfall» und gab vorsorglich die amtliche Sprachregelung aus: Griechen hätten die Brände gelegt und nicht türkische Soldaten. Diese Lüge wird noch heute an türkischen Schulen gelehrt. Wenn überhaupt in der Türkei über die Katastrophe gesprochen wird, dann in dem zynischen Spruch: «In Izmir haben wir den Griechen das Schwimmen beigebracht.»

In Smyrna triumphierte blutiger Nationalismus, so wie er es immer wieder tun sollte in den folgenden Jahrzehnten – bis zu den Balkankriegen der 1990er Jahre und bis zum Ukraine-Krieg der Gegenwart. Der Nationalismus zerstörte Vielvölkerreiche wie Österreich-Ungarn, das Osmanische Reich oder das zaristische Russland, die viel toleranter waren als die auf ihren Ruinen entstandenen Nationalstaaten. Das Leben in seiner Buntheit und Vielfalt erlosch.



*Verdrängte Seiten der Leidenschaft:*

## Warum Leserinnen Tamaro verschlingen

Pia Reinacher

**Susanna Tamaro:** Geschichte einer grossen Liebe. Aus dem Italienischen von Barbara Kleiner. Harper Collins. 288 S., Fr. 29.90

Ihr fulminantester Erfolg war für die 1957 in Triest geborene Schriftstellerin zugleich Fluch und Segen. 1994 publizierte Susanna Tamaro den Weltbestseller «Geh, wohin dein Herz dich trägt», von dem sie achtzehn Millionen Exemplare verkaufte. Sie hatte mit dem Roman ihr literarisches «Urterrain» entdeckt: das Leben, die Liebe, den Tod, die Lüge, den Verrat – und die unlösbaren Schwierigkeiten, in die sich leidenschaftliche Menschen verstricken können.

Der Bestseller war in Form eines Brieffagebuchs einer achtzigjährigen Frau für ihre Enkelin geschrieben. Er trifft einen kollektiven wunden Punkt und liefert eine einfache Anleitung zum Umschiffen existenzieller Klippen. Die italienische Kritik allerdings schalt die Autorin wegen der eingestreuten Binsenwahrheiten und der sentimental Konfliktlösungsmuster. Die Leserinnen und Leser aber verschlangen den unterhaltend geschriebenen Longseller ungerührt weiter und weiter – bis zum heutigen Tag.

2020 hat die in Rom und in Orvieto lebende Autorin mit «Una grande storia d'amore» ihr 34. Buch publiziert. Die jetzt auf Deutsch er-



Autorin Tamaro.

schienene «Geschichte einer grossen Liebe», bis heute wurden bereits 100 000 Exemplare verkauft, greift auf die Ingredienzien des frühen Erfolgsrezepts zurück: Im Zentrum steht der in Venedig lebende, streng erzogene Schiffsoffizier Andrea, der zwar seit Jahren mit seiner Jugendliebe Erica verbunden ist, aber eines Tages auf einer Fähre nach Griechenland Edith kennenlernt.

Erica und Edith sind wie die zwei Seiten derselben Medaille – so ähnlich und unterschiedlich sind sie. Erica ist die Beruhigende, seit je Vertraute, mit der Andrea eines Tages Kinder haben und eine Familie gründen will. Denn er weiss, was er an ihr hat.

### Panorama von Paarbeziehungen

Edith dagegen ist launisch, kapriziös, aggressiv und unberechenbar. Und doch – wider alle Vernunft kann Andrea nicht aufhören, an die Chinesischstudentin zu denken. Sie studiert an der Universität Ca' Foscari in Venedig, und zwar so erfolgreich, dass sie bald eine Assistentenstelle angeboten bekommt. Der Erzähler trennt sich von Erica und verbindet sich mit Edith.

Aber was heisst in diesem Fall schon eine Beziehung: Die Frau lässt ihn oft monatelang ohne Erklärung warten, gängelt und liebt ihn gleichzeitig stürmisch und lässt sich erst auf eine stabilere Form von Liebe ein, als sie ein Kind von einem anderen bekommen hat. Der Schiffsoffizier wiederum ist irrational süchtig und akzeptiert diesen Stil amouröser «Verständigung», auch wenn die Frau ihn zu blankem Jähzorn treiben kann.

Susanna Tamaro greift nicht nur thematisch auf ihren ursprünglichen Bestseller zurück, sondern lehnt sich passagenweise auch formal daran an. Ihr Panorama von Paarbeziehungen voller Missverständnisse, Irrwege und Kollateralschäden bezieht auch die Ehen der Eltern und der Schwiegereltern und sogar das missratene Liebesleben der Adoptivtochter ein. Die italienische Schriftstellerin spielt in ihrer Dramaturgie des Spannungsaufbaus mit Leerstellen und den geheimnisvollen Motiven der Akteure, die oft erst Jahre später durch plötzlich auftauchende Briefe Sinn bekommen.

### Handschrift der Filmregisseurin

Die Sprache von Susanna Tamaro ist leicht, schnell konsumierbar und klar, die Form gradlinig. Die Grossnichte des italienischen Schriftstellers Italo Svevo konstruiert damit eine Identifikationsvorlage für eine breite Leserschicht. Ein Erfolgsrezept.

Aber sie hat auch die solide Handschrift der Filmregisseurin, die am Centro Sperimentale di Cinematografia in Rom ausgebildet wurde, lange Jahre naturwissenschaftliche Filme für den Staatsender Rai drehte und von Federico Fellini entdeckt wurde. Dieser liess sich durch «Per voce sola» zu Tränen rühren – fünf süsse und

*Tamaros Sprache ist leicht, schnell konsumierbar und klar, die Form gradlinig.*

schauerliche Kindheitsgeschichten, nicht un sentimental.

Das ist Absicht und die Strategie von Susanna Tamaro. In einer von «Hyperkommunikation» bestimmten Welt, sagte sie einmal, die alles nivelliere, bleibe die Liebe ein Widerstand, der letzte, unerklärliche Rest. Sie wolle mit ihren Büchern Emotionen wecken und einen Schlüssel geben, um die verdrängten Seiten der Leidenschaft zu entdecken.



## Die Bibel Feindschaft

*Rette mich vor meinen Feinden, mein Gott, vor meinen Widersachern beschütze mich. Rette mich vor den Übeltätern, und hilf mir vor den Mördern (Psalm 59,2f).* – Würde ich eine Umfrage zum Stichwort Feindschaft in der Bibel machen, bekäme ich wohl hauptsächlich den Satz von Jesus zu hören: *Liebt eure Feinde* (Matthäus 5,44). Entsprechende Ansätze gibt es auch im Alten Testament (Exodus 23,4f). Im Aramäischen ist die Feindschaft sprachlich mit dem Hass verknüpft, während das hebräische Wort nur selten den persönlichen Feind bezeichnet. Es meint gewöhnlich die politisch-militärischen Feinde des ganzen Volkes. Solche gibt's, und die Armee soll als Versicherung gegen sie wirken.

Wer im Ukraine-Krieg den Weg sucht zwischen Feindesabwehr und Feindesliebe, bewegt sich in einem Irrgarten. Der Krieg erzwingt eine Schwarzweissmalerei, und diese widerspricht dem biblischen Menschenbild. Sowohl die kompromisslose Verteidigung gegen den russischen Angreifer als auch die Achtung vor den russischen Menschen müssen zum Zug kommen. Wie schwer dieser Widerspruch auszuhalten ist, zeigen die wortreichen Versuche zur Austarierung: Die Ukraine habe Fehler gemacht. Als ob die Alliierten bei der Befreiung des besetzten Frankreich 1944 über dessen Torheiten (die sehr gravierend waren) gefaselt hätten. Oder der Westen habe Russland «gedemütigt». Was hat diese Worthülse aus der Psychotherapie hier zu suchen, wenn Städte plattgebombt, Menschen massakriert und deportiert werden? Vielleicht war es der grösste Fehler, die Ukraine nicht in die Nato aufzunehmen, denn Russland hat seit 1990 kein Nato-Mitglied angegriffen. Im Konflikt zwischen den biblischen Begriffen Frieden und Freiheit gibt es keine Patentlösung. Aber ein Frieden ohne Freiheit dürfte langfristig noch grösseres Leid erzeugen als der gegenwärtige Krieg.

Peter Ruch



Meilenstein nach fünfjähriger Abstinenz: Ausnahmegitarrist Fripp.

## Pop

# Von einem anderen Stern

Ein ausuferndes Box-Set würdigt das Solowerk des King-Crimson-Gründers und Gitarren-Maniacs Robert Fripp.

*Peter Kemper*

---

**Robert Fripp:** Exposures. Studio/Live 1977–1983. 32 CDs. DGM/Galileo Music RFBX101

---

**K**ein anderer Gitarrist auf Erden wagt sich in diese gefährlichen Kristallbergwerke aus Klängen hinein. Robert Fripp fühlt sich darin heimisch. In der Rockszene ist er bis heute eine Ausnahmeerscheinung geblieben: mit seinem vertrackten Skalen-spiel, dem Verzicht auf die gängigen Saiten-dehnungen der Blues-beeinflussten Gitarristen Grossbritanniens; stattdessen verwirrt er mit schnell angerissenen Tonkaskaden in häufig wechselndem Timbre. Immer schwankt sein Spiel zwischen den Extremen einer delikats-verträumten Formensprache und gewalttätig-

wüsten Lärmstrukturen. Nicht selten versetzen sie den Hörer trotz ihrer Sperrigkeit in einen tranceartigen Zustand.

### Ästhetische Schockwirkung

Fripps Musikerkarriere begann 1969 mit einem Paukenschlag, der Veröffentlichung des Debüt-albums von King Crimson «In the Court of the Crimson King». Dabei verstand er die Formation immer eher als ein musikalisches Prinzip («a way of doing things») denn als eine Band: Es ging darum, mit jeder neuen Ausgabe dieser wegweisenden Prog-Rock-Gruppe die jeweiligen musikalischen Ausdrucksmittel der Zeit aufzusaugen, sie der vertrackten Fantasie ihres Vordenkers Fripp zu unterwerfen und so über ihre ästhetischen Standards hinauszutreiben. Mal demonstrierte man am Jazzrock der Siebzi-

ger, wie swingender Poststrukturalismus klingen könnte, dann stellte «das Biest» (Fripp) das Heavy-Metal-Genre auf den Kopf.

King Crimson spielen bis heute – die letzte Welttournee endete 2021 – Tanzmusik aus dem Tiefkühlfach, mit dem Schneidbrenner erhitzt. Robert Fripp ist die einzige Konstante in der wechselvollen Bandgeschichte geblieben. Zwar gründet sein Stil auf dem Psychedelic Rock der Sixties, doch schon früh fanden Einflüsse aus Klassik (von Gustav Holst über Béla Bartók bis zu Philip Glass und Steve Reich) und Jazz (von Bebop bis Free Jazz) ihren Weg in sein opulentes Werk. Und doch entstand es erst auf vielen Umwegen und durch zahllose Brüche.

Nach dem vielleicht schlüssigsten King-Crimson-Album «Red» von 1974 löste Fripp die Gruppe wieder einmal auf. Er fühlte sich durch

das Bandkonzept eingengt und brauchte dringend ein Sabbatical. Seine Studien an der Akademie des Philosophen und spirituellen Lehrers John G. Bennett, der seinerseits von dem Esoteriker und Komponisten Georges I. Gurdjieff beeinflusst war, brachten ihm schliesslich den erhofften Seelenfrieden.

Nach seinem Gastauftritt als präzise-brachiale Gitarrist in David Bowies Kultsong «Heroes» im Juli 1977 in Berlin kehrte Fripp nach New York zurück, wo er die florierende New-Wave-Szene aufmischte. Er liebte den unverblühten *Let's do it-Drive* des Big Apple und fühlte sich inspiriert durch die entspannte Atmosphäre im New Yorker Kunstmilieu, wo visuelle und konzeptuelle Ansätze, Mode, Dichtung und Musik immer neue Allianzen eingingen. Als Gastmusiker, als Produzent und Solist arbeitete er in wechselnden Projekten und brachte seine Gitarre bei so unterschiedlichen Künstlern wie Brian Eno, David Bowie, Peter Gabriel, Daryl Hall oder der Band Blondie ins Spiel.

Nach fünfjähriger Abstinenz von seiner «Hassliebe» King Crimson erschien 1979 mit «Exposure» Fripps erstes Soloalbum. Und es wurde zu einem Meilenstein: «The Sgt. Pepper of Avant-Punk» hat das britische *Wire*-Magazin diese Freudenfeier des Eklektizismus genannt. Denn während die meisten Aufnahmen von Fripp aus den Siebziger vor allem seine gitarristischen Fähigkeiten demonstrieren, erlaubt «Exposure» einen Einblick ins Inne-

### Das Hinzufügen oder Weglassen einer Note kann die Klangskulptur zum Einsturz bringen.

re des Mannes – halb Tagebuch, halb *mental map*: Punk, Ambient, vertrackte Instrumentals wechseln mit Sprachfetzen und *audio vérité*-Fragmenten. Das Album versammelt als einziges Klangmanifest im überreichen Fripp-Kosmos alle Einflüsse und Stilarten dieses Ausnahmegitarristen. Dabei hat «Exposure» mit seiner Architektur aus Extremen bis heute seine ästhetische Schockwirkung bewahrt – Lärm und Schweigen durchdringen sich darin unaufhörlich, ja bekämpfen sich regelrecht.

Jetzt ist mit dem Box-Set «Exposures» die bislang wohl umfassendste Würdigung der Schaffensperiode eines einzelnen Künstlers in der Rockgeschichte erschienen. Es umkreist mit einer Überfülle aus unveröffentlichtem Material auf 32 (!) Discs alle Studio- und Live-Aktivitäten Fripps der Jahre 1977 bis 1983 – vom «Exposure»-Experiment bis zur New-Wave-Dance-Band The League of Gentlemen, aus der schliesslich 1981 eine weitere King-Crimson-Neuausgabe hervorgehen sollte.

Im Zentrum der Box aber stehen die «Frippertronics». Es handelt sich dabei um eine einzigartige Technik, die Fripp Mitte der Sieb-

ziger zusammen mit dem Ambient-Visionär Brian Eno entwickelt hatte. Er benutzt dabei im wesentlichen zwei Revox-Tonbandgeräte, auf denen Gitarrensoli hin- und herwandern, sich übereinanderschichten und dabei subtil verändern. So entstehen hypnotische Klanglandschaften – heute würde man «Soundscapes» sagen. Von einem einzelnen Ton baut sich die Musik langsam, Schritt für Schritt, Schicht für Schicht zu einem komplexen Ganzen auf. Schon das Hinzufügen oder Weglassen einer einzigen Note kann die Klangskulptur zum Einsturz bringen.

Die mehr als siebzig Stunden «Frippertronics», die das Box-Set bietet, verdichten sich beispielhaft in einem Konzertmitschnitt aus der Washington Square Church, die in ihren Gemäuern auch schon heftige Debatten der Black Panther oder der Gay Men's Health Crisis erlebt hat. Fripp legt über die mäandrierenden Loops Gitarrensoli von beinahe surrealer Suggestivkraft. Fast meint man, er lote hier alle virtuellen Möglichkeiten aus, die einem E-Gitarristen zur Verfügung stehen. Zu welch subtilen Effekten die «Frippertronics» fähig sind, demonstrierte er jedoch auch schon auf dem «Exposure»-Album.

### Das Universum weint

Man nehme nur einmal die hier veröffentlichte Version von Peter Gabriels Signature-Song «Here Comes the Flood»: Im Unterschied zum überinstrumentierten und überproduzierten Original auf Gabriels erstem Soloalbum zeigt die Neuaufnahme jetzt die wahre Tiefe dieses Meisterwerks. Gabriels Stimme, sein versunkenes Pianospield und ein paar «Frippertronics»: Mehr braucht es nicht, um einen atmosphärisch-verdichteten Song von seltener Eindringlichkeit zu kreieren. Wo die Erstaufnahme noch Extravaganz und Opulenz verströmt, lebt die neue Version aus mini-

malistischer Reinheit und Klarheit. Dabei ist der Song offensichtlich von dem rätselhaften Phänomen fasziniert, dass die Signale eines Kurzwellenradios in der Masse stärker werden, in dem das Tageslicht abnimmt. Im Dunkel der Nacht – auch das eine Botschaft des vielschichtigen Lieds – nehmen die psychischen Energien unbewusst zu.

Doch handelt es sich bei der beschworenen «Flood» um eine mentale Flut oder um eine reale, ausgelöst durch Erderwärmung und den Anstieg der Meeresspiegel? Letzteres legen die

### Fripp legt über die mäandrierenden Loops Gitarrensoli von beinahe surrealer Suggestivkraft.

eingebledeten Sentenzen von John G. Bennett nahe. Gabriels Gesang verströmt eine betörende Simplizität und ringt erst im Zusammenspiel mit Fripp dem poetischen Text seine ganze Emotionalität ab. Wieder einmal sind die Räume zwischen den Noten ebenso wichtig wie die Noten selbst. Auch die Überzeugung des Sängers Daryl Hall, der wesentlichen Anteil am Gelingen von «Exposure» hatte, leuchtet hier unmittelbar ein: «Wenn Robert Fripp Gitarre spielt, klingt das, als würde das Universum weinen.»

Doch es gibt nicht nur verträumte «Frippertronics» in diesem Box-Set zu geniessen. Auch kreischende Sounds von Fripps Gitarre – die man später eher mit der Band Sonic Youth assoziieren sollte – gingen Ende der Siebziger mit den roboterhaft abgehackten New-Wave-Rhythmen jener Jahre eine wilde Ehe ein. Da finden sich unveröffentlichte Versionen des treibenden Titelstücks «Exposure», mal mit den Flötentönen von Ian McDonald, mal mit den souligen Saxofon-Einwürfen von Tim Cappello neben furiosen Jam-Sessions.

In «Music on Hold», einem unveröffentlichten Outtake aus der Discotronics-Abteilung von Fripps zweitem Soloalbum «God Save the Queen/Under Heavy Manners» (1980), paart sich ruppiger Punk-Gestus mit mathematischer Präzision. Auch ein Konzertmitschnitt von Fripps League of Gentlemen aus dem englischen Bournemouth von 1980 zeigt die kurzlebige, wunderbar durchgedrehte Tanz-Combo in stupender Verfassung.

Mit der «Exposures»-Box, dieser megalomane anmutenden Dokumentation von Robert Fripps musikalischem Wahnwitz, bewahrt sich seine Devise: «Ich bin davon überzeugt, dass das Gitarrenspiel den Körper mit der Persönlichkeit eines Menschen, mit seiner Seele versöhnen kann.» Wobei er natürlich weiss, dass endgültiger Frieden – und sei es nur im eigenen Bewusstsein – eine Illusion bleibt, die er als Rockmusiker immer bekämpfen muss.



„Herzlich willkommen zum Vortrag  
‘Digitalisierung des Menschen’...“

## Fernsehen

# Tristesse mit Linken und Queeren

René Hildbrand

Tatort: Schattenleben. ARD, SRF, ORF, 12. Juni

Die guten alten Zeiten, als zur besten Sendezeit noch Schimanski für Recht und Ordnung sorgte, sind längst vorbei. Jetzt sind auch die «Tatort»-Macher von dem neuen, in Hollywood erfundenen Irrwitz erfasst worden. Zum ersten Mal wurde der Sonntagskrimi der Öffentlich-Rechtlichen nach den Regeln des «Inclusion Rider» produziert. Die junge Regisseurin hatte darauf bestanden. Der 2018 an der Oscar-Verleihung geforderte Paragraf verlangt, dass alle Rollen vor und hinter der Kamera «divers» besetzt sein müssen. Schauspieler können sich vertraglich sogar garantieren lassen, dass in ihren Filmen Frauen und Minderheiten ausreichend repräsentiert werden. «BIPOC» (*Black, Indigenous, People of Color*) ist in der kalifornischen Filmmetropole schon länger trendy.

In der neusten «Tatort»-Folge wurde in der linksradikalen, queer-feministischen Szene Hamburgs ermittelt – und in einem echten Wohnprojekt des linken Milieus in der Hansestadt gedreht. Der Verfassungsschutz rügte, es gebe Verbindungen zwischen dieser Einrichtung und der linksextremen Szene. Im Krimi geht es um Brandanschläge und Gewaltakte gegen Polizisten sowie um eine verschwundene Ermittlerin. Ultralinke und feministische Lesben geben den Ton an. Wenn der Film wenigstens packend wäre. Er ist so spannend wie eine ausgeleierte Hängematte. Keine Minute Dampf im Kessel. Ungenussbar. Inzwischen haben manche «Tatort»-Folgen mit guter Unterhaltung noch so viel gemein wie eine Benediktinerin mit Irina Beller.



„Das macht er immer, wenn er im Lager die Religionsbücher aufräumt...“



Respekt und Anerkennung: «Tokyo Vice» mit Ansel Elgort und Ken Watanabe.

## Serien

# Brutaler Durchlauferhitzer

Wolfram Knorr

Tokyo Vice (USA/Japan, 2022)

Von J. T. Rogers. Mit Ansel Elgort, Ken Watanabe, Rachel Keller, Shô Kasamatsu. Sky

Die Bosse von *Yomiuri Shimbun*, Japans grösster Zeitung mit der weltweit grössten Auflage, staunen über den jungen Amerikaner, der vor ihnen sitzt. Er bestand, unter ausschliesslich japanischen Aspiranten, die Aufnahmeprüfung für eine Redaktionsstelle als Polizeireporter. «Sie sind Jude?», fragt einer der Herren. «Die Juden, heisst es, würden die Weltwirtschaft beherrschen. Stimmt das?» – «Wenn das stimmen würde», bekommt er zur Antwort, «wäre mein Salär besser.»

Jake Adelstein ging mit neunzehn Jahren nach Tokio an die Uni, lernte in wenigen Jahren Schrift und Sprache Japans und wollte unbedingt über die Arbeit eines Kriminalreporters das japanische Leben sozusagen von unten kennenlernen. 1993 gelang ihm tatsächlich das (fast) Unmögliche, und er wurde erster nichtjapanischer Redaktor einer Japan-Publikation. Trotz zahlreichen Schikanen blieb er zwölf Jahre. 2009 schrieb er seine Biografie: «Tokyo Vice – An American Reporter on the Police Beat in Japan».

Eine Geschichte, verrückt genug für eine Dramatisierung. Der Serienschöpfer J. T. Rogers, mit Jake seit Highschool-Zeiten befreundet, griff die Biografie auf und machte eine achteilige Serie daraus, aber ohne dokumentarischen Anspruch. Das erlaubte Rogers grössere Freiheit für die Herstellung eines authentischen, wenn auch komprimierten Porträts eines Landes zwischen Ober- und Unterwelt, die sich immer wieder durchmischen. Und zudem eines *culture clash*-Konflikts, durch die Suspense-Story von emotionaler Kraft.

Michael Mann («Miami Vice»), als Produzent und Regisseur (Pilotfolge) aktiv beteiligt, tunkt das scharf beobachtete Sozialklima in blaustichige Bilder, die Unnahbarkeit und

*Mit der Zähigkeit eines Mehlwurms bohrt er ins mentale Zentrum der Gesellschaft.*

Kälte vermitteln. Das organisierte Verbrechen wird durch seine militärische Disziplin zur Kehrseite der nicht weniger strengen Regeln gehorchenden Redaktion. Jake muss sich ihnen gnadenlos beugen, will er Respekt und Anerkennung. Anders als in Sofia Coppolas «Lost in Translation» (2003), in der Scarlett Johansson und Bill Murray in Tokio ausgeschlossen bleiben, unterwirft sich Jake Adelstein jeder Demütigung. Mit der Zähigkeit eines Mehlwurms bohrt er dabei ins mentale Zentrum der Gesellschaft.



dass irgendjemand eingreift. Weil sich die Suizide häufen, geht er der Sache nach und erfährt, dass alle Selbstmörder Schuldner der Yakuza waren. Jake sucht Kontakt zur Polizei und findet ihn in Katagari (Ken Watanabe), der ihn in die Unterweltgepflogenheiten einweiht. Über die amerikanische Hostess Samantha (Rachel Keller) lernt er den jungen Gangster Sato (Shō Kasamatsu) kennen, der ihn in lebensbedrohliche Situationen bringt.

Der Blick des Aussenseiters auf die fremde, schwer zu durchschauende Gesellschaft ist nicht neu in Hollywood. Sydney Pollacks «Yakuza» (1974), Ridley Scotts «Black Rain» (1989), Sofia Coppolas «Lost in Translation» (2003) oder Historiendramen wie «The Last Samurai» (2003) von Edward Zwick und Martin Scorseses «Silence» (2016) haben sich immer wieder mit dem Thema auseinandergesetzt, noch nie aber ging man derart ins Detail wie in «Tokyo Vice». Jakes berufliche Verbissenheit

## Wir sorgen für stylish gepflegte Auftritte.



Am ersten Arbeitstag wird gleich versucht, ihn am Betreten des Grossraumbüros zu hindern, und bei der grossen Redaktionskonferenz des Verbrechen-Ressorts fragt der Chef vor versammelter Mannschaft, wer der Fremde sei. Das Abschottungskonzept wird zur Herausforderung. Zwar findet Jake unter den Mitneulingen Freunde («Die nennen dich Mossad!»), aber die verschachtelte Machtstruktur und die archaischen Regeln setzen ihm zu.

Nach einer Tatortbesichtigung wird er aufgefordert, einen Text zu verfassen; danach wird er vom Boss durchs Grossraumbüro angebrüllt, sofort bei ihm anzutreten. Wieso er von Mord schreibe, wird er angeblafft. «Es gibt in Japan keinen Mord ohne Zeugen, nur Tötungen!» Jakes Widerspruch, aufgrund eindeutiger Verletzungen (Messerstiche in der Brust) liege ja wohl Mord vor, folgen eine orkanartige Schimpfkanonade und hämische Blicke der sich wegduckenden Kolleginnen und Kollegen. Jakes Erfahrungen in Japan werden zum höllischen Durchlauferhitzer.

### In der Unterwelt

Ansel Elgort («West Side Story») als Jake Adelstein bietet die richtige Mischung aus Überheblichkeit (schon aufgrund seiner Grösse) und zäh-kalkuliertem Stoizismus in diesem schwer zu durchschauenden Kosmos, der Gefühle nicht zulässt. Welche böartigen Folgen das haben kann, wird bald für ihn zur fixen Idee: Eines Abends wird er Zeuge einer Selbstverbrennung in einer Einkaufsstrasse, ohne

bringt ihn nicht nur mit dem Arbeitgeber in Konflikt, sondern auch mit dem Yakuza-Paten Tadamas Goto. Den gab es tatsächlich. Durch einen Deal mit dem FBI, um im Gegenzug für eine Lebertransplantation nach Los Angeles reisen zu dürfen, geriet er in die Bredouille.

Jake Adelstein, so steht es in seiner Autobiografie, soll den Deal enthüllt haben. Das aber wird bezweifelt, seine Biografie geriet in Misskredit. Ein grosser Investigativ-Journalist sei er nie gewesen. Wie auch immer. Den Interessenten der achtteiligen Serie, die Sky ausstrahlt, muss das nicht kümmern. Die Einblicke in die Ober- und Unterwelt Japans aus der Perspektive eines Westlers aus den 1990er Jahren sind Spannung pur.

## Alben für die Ewigkeit



Oasis: (What's the Story) Morning Glory?

Ich war gerade in einem spanischen Supermarkt, als ich zum ersten Mal «Don't Look Back in Anger» hörte. Meine Einkäufe wurden plötzlich zur Nebensache. Der Song hatte alles, was ein Rock-Evergreen braucht, ohne jegliche Anbiederung oder überzüchteten Patisserie-Schmalz. Schlicht grandios. Er wurde ein weltweiter Festival-Abräumer.

Es ist schon ein Wunder für eine Band, einen solchen Song auf einem Album zu haben. Aber die wilden Britpop-Jungs aus Manchester toppten das sogar noch mit «Wonderwall». Es gibt wohl im Rock 'n' Roll kaum eine coolere Eröffnungslinie als: «Today is gonna be the day that they're gonna throw it back to you.» Dermassen flockig und trotzdem über die vier Akustikgitarrengriffe auf den Punkt gesungen. Dann swingende Drums und ein einsames, schräges Cello. Von Musikkritikern und Fans wird im Zusammenhang mit «Wonderwall» immer wieder vom perfekten Rocksong beziehungsweise vom besten britischen Song aller Zeiten gesprochen. Für mich auf jeden Fall der grossartige Höhepunkt dieser Band und gleichzeitig der internationale Durchbruch.

Wirklich harmonisch verlief das mit den Brüdern Gallagher nie. Seit ihrer Kindheit stritten sie und führten wechselnde, ungelernete Arbeiten aus. Eines hatten sie aber gemeinsam – ihre Bewunderung für die Vorreiter des Britpops: Stone Roses. 1991 gründeten sie Oasis.

Und sie kamen mit ihrer Musik weiter, als sie es sich selbst je erträumten, trotz all den Streitereien, die wohl einfach zum Rock 'n' Roll gehören.

Chris von Rohr

## Pop

# Bier in der Babyflasche

Thomas Wördehoff

Cat Power: Covers. Domino Recording Co.  
Konzert am 22. Juni, 20 Uhr im Kaufleuten  
(Klubsaal) in Zürich.

Eher zartbesaitete Seelen empfanden die Aktion damals als brutale Amputation. Andere fragten fassungslos nach dem Sinn des kruden Eingriffs. Ausgerechnet das Filetstück des Songs hatte die junge Sängerin herausgeschnitten. Genau jenen Teil, den alle, wirklich alle lautstark mitgrölen können, ob nüchtern oder volltrunken: «I can't get no satisfaction / Cause I try and I try and I try and I try / I can't get no . . .» kennt wirklich jeder.

### Fröstelnde Stimme

Doch Cat Power interessierte sich für etwas anderes als den Stadionknaller, und auch Keith Richards ikonisches Riff war ihr egal. Sparsam begleitet von den kargen, bedächtig fortschreitenden Akkorden einer Gitarre, singt sie da von jener langweiligen Fahrt im Auto: «And the man comes on the radio / He's tellin' me more and more / About some useless information / Tryin' to mess my imagination» – ohne *satisfaction*, nicht mal ein Schatten von Jagger in Hörweite.

Nur ein trostloser Roadsong, gleichsam ins Nichts gesungen von einer fröstelnden Stimme, deren blossgelegte Schutzlosigkeit unter die Haut geht. Und das Fehlen des Refrains, nach dem alle hungern, illustriert um so mehr die Verlorenheit, über die da gesungen wird. Alle – von Dave Grohl über Eddie Vedder bis hin zu

*In der unverstellten Verletzlichkeit ihrer leicht rauchigen Stimme fehlt jeglicher Anflug von Wehmut.*

Elton John – lagen der schüchternen Lady aus Atlanta hinfert zu Füssen.

Ende der neunziger Jahre hatte Charlyn Marie Marshall, genannt «Chan» (ausgesprochen wie «Shawn»), Künstlername: Cat Power, damit begonnen, sich von Zeit zu Zeit grosse Songs anderer Songwriter vorzunehmen, ihren Aggregatzustand zu überprüfen und gegebenenfalls anzupassen. Hemmungen hat sie dabei keine.

Auf Alben wie «The Covers Record», «Jukebox», «Dark End of the Street» oder dem gerade veröffentlichten «Covers» verwandelt sie Songs wie Joni Mitchells versonnene Thekenballade «Blue» in ein hypnotisches Selbstgespräch mit monoton wummernder



Provozierende Gleichmut: Sängerin Power.

Hammondorgel; beim unverwüstlichen Klassiker «New York, New York» trumpft sie nicht mit dem üblichen bläserknallenden Showbiz-Pep auf, sondern vermittelt die eher triste Einsicht, dass die Stadt am Hudson auch schon bessere Zeiten gesehen hat; fahle Illusionslosigkeit hallt ebenfalls durch ihre Übermalung von Iggy Pops «Endless Sea». Kurz: Cat Powers Lesart bietet keine nostalgisch funkelnde Glitzer-Skyline, sondern zeitgemässe *torch songs* für alle, die momentan der Welt abhandengekommen sind.

Ihre eigene Biografie liest sich wie ein drittklassiges Filmscript. Charlyn Marie Marshall wurde als Tochter eines Hippie-Pärchens in Atlanta geboren. Ihr Vater, ein Blues-Sänger, verliess die Familie recht bald nach der Geburt seiner Tochter und überliess die verlassene Ehefrau sich selbst und dem Alkohol. Schon früh soll die Mutter dem Kind Bier in der Babyflasche verabreicht haben. «Chan» wuchs in Bars auf, die Spirale wies den üblichen Weg nach unten: Drogen, Entzug, Depressionen, Aussetzer, Konzertabbrüche – das ganze Programm. Seit geraumer Zeit hat sie die Lebenskrise überstanden, längst ist die mittlerweile

Fünfzigjährige das Vorbild einer jungen Generation eigenwilliger Singer-Songwriterinnen wie etwa Lana Del Rey oder Angel Olsen.

### Katastrophen und Emotionen

Cat Powers Blick auf die Welt ist von geradezu provozierender Gleichmut. In der unverstellten Verletzlichkeit ihrer leicht rauchigen Stimme fehlt jeglicher Anflug von Sentimentalität oder Wehmut. Mal verwundert, mal stoisch unterkühlt, lässt sie Figuren, Katastrophen und Emotionen in ihren Songs Revue passieren. Und selbst bei den intimsten, zartesten Selbstgesprächen – so ziemlich all ihre Songs sind Selbstgespräche – ist stets ihre achselzuckende Nonchalance zu spüren. Cat Power ist sicher immer noch «a walking, tender wound», wie die *New York Times* vor einiger Zeit schrieb; von ihrem eigenen Überleben ist sie, so hat es den Anschein, immerhin angenehm überrascht.

Jetzt kommt sie nach Zürich, und man sollte das Konzert mit dieser grossen Unberechenbaren nicht versäumen. Ihre Musik – und es gibt keine echten Flops unter ihren Platten – erinnert daran, dass Exzentrik immer noch Wunder bewirken kann.



## Klassik

# Lorenzo der Prächtige

Manuel Brug

Pietro Mascagni: Cavalleria Rusticana.  
Netherlands Philharmonic Orchestra,  
Lorenzo Viotti. DVD Naxos

Neulich in Amsterdam. Da hat Lorenzo Viotti, Chefdirigent seit dieser Saison beim Netherlands Philharmonic Orchestra sowie an der Dutch National Opera mit der überschaubaren Verpflichtung zu zwei Musiktheater-Produktionen, zwischen zwei spielfreien Tagen Lust auf ein Tennisspiel. Und fliegt mit seinem Best Bro Andreas Ottensammer, ebenfalls vieljettender Soloklarinetist der Berliner Philharmoniker, mal schnell nach Monte Carlo – die letzten paar Luftkilometer ab Nizza standesgemäss im Helikopter.

Das wird dann für knapp 100 000 Instagram-Follower hübsch zelebriert. So wie auch die Werbekooperationen mit Luxusuhren, einem italienischen Schmuckhersteller, einer italienischen Luxus- und einer deutschen Normalo-Modemarke; selbst das Holland-Velo ist gesponsert, mit dem der sportive Maestro, der sich zum 31. Geburtstag lieber mit Sixpack statt mit Taktstock ablichtete, durch Amsterdam gondelt.

### Charismatiker im italienischen Fach

Maestro? Oder Model? Wohl Model-Maestro. Das könnte eine neue Berufsbezeichnung werden. Lorenzo Viotti, der immer noch den hübschen Italo-Schweizer Bub gibt, hat goldene Gene, nicht nur was sein Äusseres betrifft. Der schon mit fünfzig Jahren verstorbene Vater Marcello Viotti war ein reputierter Dirigent, die Mutter Geigerin. Der Bruder ist Hornist in Lyon, die Schwester Marina hat nach Gothic Rock ins Mezzofach gefunden und macht gegenwärtig ebenfalls Karriere.

Lorenzo Viotti hat – nach einem Aufwärm- und Repertoirelernjob für drei Jahre als Chef des Orquestra Gulbenkian im fernen Lissabon – in den Niederlanden seine erste bedeutende Position angetreten. Dort war er vor der Berufung für Herbst 2021 noch nie, aber es hat schnell mit allen gefunkt – auch weil die neue Opernchefin, die in Genf und Zürich sozialisierte Sophie de Lint, eines der immer noch besten, effizientesten, offensten Opernhäuser Europas neu aufstellen wollte.

Viotti, der in Lyon Klavier, Gesang und Schlagzeug sowie in Wien und Weimar Dirigieren studiert hatte und nach dem Gewinn des Young Conductors Award der Salzburger Festspiele 2015 langsam Profil gewann, ist ein vitaler, intelligenter Charismatiker im italienischen Fach – endlich mal wieder.

Kurz vor dem ersten Corona-Lockdown 2020 konnte Viotti sogar als Einspringer bei den Berliner Philharmonikern mit Mahlers 3. Sinfonie debütieren. Der nachtblaue Frack sass perfekt, das Husarenstück gelang; die Meinungen im Orchester waren freilich gemischt.

Doch bei LV, dem Instagram-Label, kommt im bunten, immer ästhetisch geleckten Handybilderreichen Musik nur unter «ferner liefern» vor. Da sieht man einen seiner Aura sehr bewussten Schönling, der stolz auf seine halbnaakte *Men's Health*-Story an Ringen und Reck verweist, sich nach Influencer-Art brav für die Werbe-Kooperationen bedankt. Auf dem Lorenzo-Account werden Überraschungskleiderpakete enthüllt, LV zelebriert sich beim Schwim-

### Selbst das Holland-Velo, mit dem der sportive Maestro durch Amsterdam gondelt, ist gesponsert.

men, Tennisspielen, Boxen, Skateboarden und bei anderen Sportarten. Ein wenig Dirigieren und Notenstudium kommt in dieser narzisstischen Dauerselbstbespiegelung auch noch vor, aber immer nach bester Lifestyle-Art inszeniert.

Wird die Viotti-Rechnung aufgehen? Sein Ruhm ist noch dünn, er hatte Erfolge, auf Profundes, Nachhaltiges wartet man jetzt. Herbert von Karajan hat sich ebenfalls beim Skifahren und am Privatflugzeugsteuer in Szene gesetzt. Aber er hat auch auf dem Podium einen Mythos kreiert, der immer noch nachhallt. Mal abwarten, was wir von Music World's Next Model-Maestro Lorenzo Viotti nicht nur sehen, sondern noch hören werden.



Goldene Gene: Model-Maestro Lorenzo Viotti.

## Jazz

# Apotheose der Intimität

Peter Rüedi

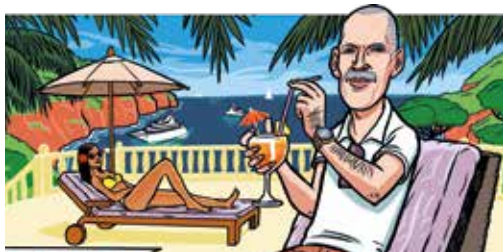
Melody Gardot/Philippe Powell:  
Entre eux deux. Decca 40508810

Melody Joy Gardot, geboren 1985 in New Jersey, ist eine Sängerin, die eine alte Kunst praktiziert. Sie ist eine Song-Stilistin wie aus den Tagen von Anita O'Day, Peggy Lee oder Shirley Horn. Auf den Jazz kam sie durch eine Musiktherapie nach einem Verkehrsunfall. Während langer Monate im Spital musste sie sich neu erfinden – nicht nur, um nach Beckenbrüchen und Verletzungen an der Wirbelsäule wieder auf die Beine zu kommen, sondern wegen neurologischer Probleme: einer extremen Geräusch- und Lichtempfindlichkeit und gravierender Gedächtnisstörungen. Lange auf einen Stock angewiesen, das Gesicht hinter einer dunklen Sonnenbrille verborgen, wurde die zierliche Frau, nach ihrem ersten Album mit dem sprechenden Titel «Worrisome Heart» erst einmal entdeckt, bald zu einer Ikone der Zerbrechlichkeit; sie wurde von Labels wie Verve oder Decca zum *survivor* stilisiert und in Pop-Dimensionen katapultiert. Von welcher Jazzsängerin sonst dokumentierte Wikipedia, welche ihrer Alben Gold- oder Platinstatus erlangt hätten?

Sie selbst, wiewohl offen für Einflüsse, woher der Wind wehte – für Blues, Folk, französische Chansons und südamerikanische Musik –, verstand sich immer als Jazzsängerin. Sie verfeinerte jene hohe Kunst der Intimität, welche in der Jazzgeschichte zumal in den Interpretationen von Balladen ein Höchstmass an Nuanciertheit, Finesse und inniger Zurücknahme voraussetzte. Ihre Spezialität wurden Standards aus dem «Great American Songbook», zunehmend dann aber eigene Songs *in an almost classical mode*, mit eigenen Texten immer haarscharf auf dem Grat zur Sentimentalität. «Lyrics» waren kaum je grosse Lyrik.

Ein Nonplusultra in dieser Hinsicht, eine Apotheose der Intimität, ist ihr jüngstes Album im Duo mit dem brasilianischen Pianisten Philippe Powell, dem Sohn der Bossa-nova-Legende Baden Powell, den sie an ihrem Sehnsuchts- und Wohnort Paris kennenlernte. Subtilste Eigenkreationen, zum grösseren Teil in Englisch, in drei Fällen französisch gesungen; dazu, besonders bewegend, eine Version des «Samba em prelúdio («Un jour sans toi») von Powells Vater. Kurz: ein Album, in dessen Magie Herz und Schmerz verschmelzen, die Souplesse der Musik die Texte aber über das Banale erhebt. (Bis auf ein eigenes «Poem», welches Gardot im Sprechgesang flüsternd rezitiert; mit dem, halten zu Gnaden, überhebt sie sich.)

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Mein Frauenverstehrer Mark van Huisseling

«Es gibt keine schlechte Public Relations», sagt man. «Jedenfalls solange sie meinen Namen richtig schreiben.» Ich neige zu Zweifeln. Spätestens seit der Geschichte von Dani Büchi – dessen Name, nebenbei erwähnt, fast so oft falsch geschrieben wird wie der Ihres Kolumnisten (weil Dani ihn als «Büchi» ausspricht) – und seinem Musikfestival Moon and Stars.

Zur Erinnerung (weil Sie sich ja nicht um jedes News-Ereignis kümmern können): Auf der Hauptbühne der Konzertveranstaltung in Locarno treten dieses Jahr nur Männer auf. Was die Schweizer Singer-Songwriterin Sophie Hunger als «Freakshow der Diskriminierung» beschrieb (auf Twitter). Das ist originell, wenn auch ein wenig *over the top*, übertrieben. Doch, um an eine weitere PR-Erkenntnis zu erinnern, Wahrnehmung ist Wahrheit. Die Berichterstattung in der NZZ (Online-Ausgabe) anschliessend war denn auch überschrieben mit: «Das Männer-Lineup schadet dem Prestige.»

Was uns zur eigentlichen Fehlleistung führt: «Die Kritik von Sophie Hunger [...] ist Polemikmacherei und Blödsinn», gibt Persoenlich.com, ein Mediennachrichtenportal, Festivalleiter Büchi wieder. «Trete nie nach einem Kind oder einem Tier auf» geht eine zeitlose Schaugeschäftsregel. «Und trete nie nach einer [ziemlich] jungen Frau, die zudem als Künstlerin was draufhat, auf», darf man zur #MeToo-Zeit nachreichen. Berater Büchi (berät David Degen, den FC-Basel-Präsidenten) braucht selbst Beratung, so sieht's aus. «Wir nehmen Sophie Hungers wertvollen Input ernst, werden mit ihr das Gespräch suchen plus in Zukunft viele Musikerinnen, besonders

Singer-Songwriterinnen, anfragen», soll die Erwiderung tönen. Oder wenigstens wie die des Migros-Genossenschaftsbunds, eines Moon-and-Stars-Sponsors: Die Kritik von Sophie Hunger sei «nicht von der Hand zu weisen», bei eigenen Festivals «achte die Migros darauf, dass auch weibliche Künstlerinnen zum Zug kämen» (aua).

Dani «Nenn mich nicht Daniel» Büchi, mit dem ich ein bisschen bekannt bin, sollte im Grunde wissen, wie's geht (Kommunikation und Musikfestivals, meine ich). Seine Laufbahn begann bei Radio Z, später Energy, einem sogenannten Hitradio, das in der Schweiz zum Ringier-Verlag gehört; 2003 bereits, Büchi war damals 25, stieg er in die Geschäftsleitung auf – *a boy wonder* war geboren.

Aber eben, jedes Wunderkind in einem Büro braucht einen Erwachsenen in seinem Geschäftsleben. Über Dani, 42 mittlerweile (wenn er auch immer noch aussieht wie Anfang dreissig), wachte die längste Zeit Marc Walder, heute Ringier-CEO; was die bessere Ordnung darstellt in meinen Augen, übrigens, als in Silicon-Valley-Firmen, wo *the adult in the room* dem *boy wonder* unterstellt ist (das war ein allgemeines Beispiel, ich vergleiche nicht Dani mit Mark Zuckerberg beziehungsweise Marc Walder mit Sheryl Sandberg, so weit möchte ich dann doch nicht gehen).

Vor eineinhalb Jahren verkaufte Ringier seine Moon-and-Stars-Aktien an Büchi (der Preis wurde nicht öffentlich gemacht, er dürfte niedrig gewesen sein – im Sommer 2020 war das Festival ausgefallen, wegen Covid-19, im Sommer 2021 erneut, was absehbar gewesen

*«Es sei nicht möglich gewesen, eine Musikerin zu buchen, die 8000 bis 10 000 Tickets verkaufe, sagt er.»*

war). Diesen Sommer soll es wieder stattfinden (14. bis 24. Juli), mit Männerkünstlern eben, die bereits 2021 hätten auftreten sollen, darunter der Italo Zucchero (der zirka einmal jährlich in der Schweiz spielt), der Brite James Blunt (ein *has-been* eigentlich) plus die Fantastischen Vier («Lauschgift», das beste Album der Deutschen, erschien 1995) sowie Marc Sway (nicht ganz alt und weiss, immerhin).

Es sei nicht möglich gewesen, eine Musikerin zu buchen, die 8000 bis 10 000 Tickets

verkaufe, sagt Büchi (und darunter mache Moon and Stars Verluste). In dieser Liga sei «der Musikerinnenmarkt enorm klein». Oder jedenfalls der Markt, den mein Freund Dani wohl aus der *Schweizer Illustrierten* kennt – wie wär's mit Florence and the Machine (2019 im Hallenstadion), Lorde und/oder Dua Lipa (Lorde war am Montag in Zürich; beide zusammen zuvor in Barcelona, vor 15 000 Leuten) oder Lana Del Rey (geplante Europatournee dieses Frühjahr fiel aus)?

Vielleicht gibt's doch schlechte Public Relations, obwohl sie den Namen richtig schreiben.



## UNTEN DURCH Personalisierte Werbung Linus Reichlin

Vom Internet wird gesagt, es verbinde die ganze Welt. Aber in Wirklichkeit verbindet es künstliche Intelligenzen mit anderen künstlichen Intelligenzen. Die Menschen sitzen dabei nur etwas dumm da und schauen sich die «personalisierte Werbung» an, auf die die Computer sich untereinander verständigt haben. Vor einigen Wochen zum Beispiel habe ich auf der Website einer deutschen Zeitung irrtümlich die Werbung angeklickt: Es ging um Sommerkleider für junge Frauen, die übrigens alle recht mager waren – aber das geht mich nichts an. Vor allem gingen mich aber die Sommerkleider nichts an, denn meiner Meinung nach sollten Frauen ihre Sommerkleider selber kaufen, ich brauche mein Geld für Alkohol und Tabak. Warum also bekomme ich seit meinem Fehlklick unaufhörlich und auf fast jeder Website Werbung für Sommerkleider vorgesetzt und nicht für Wodka und Zigarren? Weil es sich hier um «personalisierte Werbung» handelt. Und personalisierte Werbung ist genau dasselbe wie

«Ich hatte das Glück, mit den richtigen Eigenschaften zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort zu sein.»

Bernard Thurnheer, Seite 77

früher eine Akte beim KGB: Wenn man einmal aktenkundig ist, kommt man nie mehr raus. Denn die Tatsache, dass man überhaupt aktenkundig ist, wird vom System als Beweis dafür angesehen, dass die Akte zu Recht besteht. In der Logik der künstlichen Intelligenzen interessiert sich der Computer mit der IP-Adresse 192.0.2.42 leidenschaftlich für Sommerkleider, und deshalb wird er zu fünfzehn Jahren Sommerkleidwerbung verurteilt. Es hätte auch ein ausgebrochener Schimpanse auf meinem Computer die Sommerkleidwerbung anklicken können, das spielt keine Rolle: Es geht um den Computer, nicht um mich.

Natürlich behauptet jetzt mein Freund Bruno, man habe schon früher dauernd Werbung gesehen, obwohl einen die Produkte nicht interessierten. Das stimmt. Aber früher verfolgte einen die Werbung nicht. Es war Streuwerbung, Blindwerbung – sie wurde sozusagen auf gut Glück über der Bevölkerung abgeworfen wie die simplen Brandbomben im Zweiten Weltkrieg. Die personalisierte Werbung hingegen funktioniert wie eine moderne, computergesteuerte Hochpräzisionsrakete, die auf eine einzelne Zielperson programmiert ist. Egal, wie gut du dich versteckst, die Rakete folgt dir, sogar um die Ecke, wenn es nötig ist. Viele Terroristen weltweit leiden sehr unter diesen personalisierten Raketen, womit ich nicht sagen will, dass ich das bedaure: Ich verstehe es nur jetzt besser.

«Jetzt übertreib mal nicht so», sagte mein Freund Bruno, «klick doch die Werbung einfach weg!» In welcher Zeit lebt dieser Mensch? Wenn man sie wegklickt, kommt sie doppelt so oft zurück, weil die künstliche Intelligenz jede Reaktion als Interesse interpretiert. «Dann ruf halt die Firma an!», sagte Bruno. Er ist eindeutig ein Höhlenmensch! Im Internet gibt es keine Firmen, die man anrufen kann. Es gibt nur Hotlines. Und das Ziel jeder Hotline ist es, die Anrufer in der Warteschleife verrecken zu lassen. Diejenigen Anrufer, die wider Erwarten durchhalten, werden mit einem freundlichen indischen Studenten verbunden, der während des Gesprächs in jedes englische Wort fünf zusätzliche Silben einbaut. Sodassalamrama man kein Wortallpassram verstehtipurama.

Natürlich sind das alles Luxusprobleme, aber je weniger man unter Hunger und Not leidet, desto ernsthafter leidet man unter Luxusproblemen. PS: Vor einigen Tagen tauchte auf meinem Computer die Werbung einer Im-

mobilien-Investmentfirma auf: «LINUS – BETON GLÄNZT MEHR ALS GOLD». Da ich der personalisierten Werbung inzwischen jede Verletzung meiner Privatsphäre zutraue, wunderte es mich nicht, dass sie meinen Vornamen verwendeten, um mich zu ködern. Es stellte sich dann zwar heraus, dass die Firma selbst Linus heisst. Aber wer weiss schon, ob die nicht einfach ihren Firmennamen dem Vornamen des jeweiligen Kunden anpassen!



## FRAUEN

### Angelina Jolie, säkulare Heilige Julie Burchill

Nun, da sich bei den Promi-Streitereien auf Leben und Tod eine Lücke aufgetan hat, springt selbstlos ein Paar in die Bresche, das so sexy und explosiv ist, dass Johnny und Amber sich im Vergleich dazu wie William und Kate ausnehmen. Der seit sechs Jahren anhaltende Zwist von Angelina Jolie und Brad Pitt war bereits auf bestem Weg, die teuerste Hollywood-Scheidung je zu werden, nun nimmt er eine sonderbare neue Wendung: Pitt beschuldigt seine Ex-Frau, ihm schaden zu wollen, indem sie ihren Anteil am gemeinsamen französischen Weingut hinterrücks an einen russischen Oligarchen verkaufte, der «böse Absichten» habe.

2004 lernten sie sich kennen, 2006 wurde sie schwanger, 2014 heirateten sie, 2016 reichte Jolie die Scheidung ein, und seither sahen verschiedene Anwälte aufs prächtigste ab. Pitt, der mit dem professionellen braven Mädchen Jennifer Aniston verheiratet war, hat nie eine Chance gehabt. Wer könnte einer Frau widerstehen, deren Schönheit in ihrer Generation einmalig ist? Hollywoods schöne Helena war schon zweimal verheiratet, bisexuell und eine ehemalige Drogenabhängige: eine Kombina-

tion von Ava Gardner und dem Skandalfilm «Girls Gone Wild». Gleichzeitig war sie aber auch eine Art säkulare Heilige: Ständig jetzte sie um die Welt auf der Suche nicht nach Sonne, sondern nach leidenden Flüchtlingen, von denen sie diejenigen, die ihr besonders gut gefielen, adoptierte.

Seit sie mit 26 Jahren zur Uno-Sonderbotschafterin ernannt wurde, taucht sie oft auf den Listen meistbewunderter Frauen auf. «Anfang zwanzig kämpfte ich gegen mich selbst; jetzt nehme ich den Rabauken in mir nach Washington und kämpfe für Wichtiges.» Woke ist sie nicht: Eines ihrer Tattoos ist das Datum von Winston Churchills «Blut, Schweiß und Tränen»-Rede. 2015 verlieh ihr die Queen in einer nichtöffentlichen Zeremonie den Ehrentitel einer Dame.

Doch selbst die aussergewöhnlichste Frau der Welt bleibt vom Sexismus ihres Gewerbes nicht verschont: Mit 29 wurde sie als Mutter des 28-jährigen Colin Farrell besetzt.

Was würden Sie tun, wenn Sie der schönste Filmstar Ihres Zeitalters wären, reich und sozial bewusst? Sie würden die Welt zu Recht als Ihre Bühne empfinden. Wer soll urteilen über eine Person, die ein Leben voller Möglichkeiten lebt, von denen unsereiner nur träumen kann? Jolie hat immer schon Klischees getrotzt: Sie ist eine Ehen zerstörende Altruistin, eine vom Teufel gerittene Kämpferin für das Gute. Egal, was sie als Nächstes tut, sie wird bestimmt als Ausnahmefrau in die Geschichte eingehen, als eine Frau, die weder körperliche noch moralische Ängste kennt und deren Schönheit unterm Strich das am wenigsten Interessante an ihr war.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



„Einmal hochstecken, bitte!“

# Gute Aussicht für alle

Google hat zum ersten Mal selber gebaut. Das Bürogebäude gleicht einer Zeltstadt. Ist das die Zukunft?



THIEL

## Weltrettung

**Kommissionssprecher:** So kann es nicht mehr weitergehen.

**Abgeordnete:** Es herrscht dringender Handlungsbedarf.

**Fraktionsvorsitzende:** Und zwar sofort.

**Abgeordnete:** Neue Ideen sind gefragt.

**Kommissionssprecher:** Und zwar noch bevor es zu spät ist.

**Fraktionsvorsitzende:** Was die Welt jetzt dringend braucht, ist eine umfassende Richtungsänderung.

**Abgeordnete:** Wozu sind wir da, wenn nicht dazu, die Dinge in die richtigen Bahnen zu lenken?

**Kommissionssprecher:** Das ist die Stunde, in der die ganze Welt auf uns schaut.

**Fraktionsvorsitzende:** Ein mutiger Entscheid muss her.

**Abgeordnete:** Ein historischer Entscheid.

**Kommissionssprecher:** Nicht nur die Welt schaut auf uns, sondern die ganze Zukunft.

**Abgeordnete:** Niemand soll je behaupten können, wir seien die Sache nicht entschieden genug angegangen.

**Kommissionssprecher:** Wenn wir jetzt ein Zeichen setzen, werden zukünftige Generationen zu uns hochschauen.

**Fraktionsvorsitzende:** Zu unseren Denkmälern.

**Abgeordnete:** Und wofür sollen diese Denkmäler stehen?

**Kommissionssprecher:** Für die bessere Zukunft, in welcher diese künftigen Generationen leben werden.

**Abgeordnete:** Haben wir ein Budget für Denkmäler?

**Fraktionsvorsitzende:** Nein, dazu benötigen wir einen Sonderkredit. Wer ist gegen einen Sonderkredit für die Denkmäler einer besseren Zukunft? Niemand. Haben wir sonst noch etwas, oder können wir zum Apéro übergehen?

**Neuling:** Ich will keine Haarspalterei betreiben, oder vielleicht habe ich ja auch etwas verpasst, aber wie genau schaffen wir diese Zukunft?

**Kommissionssprecher:** Ganz einfach: Wir verbieten die Gegenwart.

Andreas Thiel



Platz für 4000 Mitarbeiter: neuer Google-Campus im Silicon Valley.

Während die Baumeister New Yorks verdichtet in die Höhe planen müssen, breitet man sich im Silicon Valley genüsslich aus. Der neue Google-Bay-View-Campus steht auf einem Gelände der US-Raumfahrtbehörde Nasa, erstreckt sich über mehr als 100 000 Quadratmeter und hat bloss zwei Stockwerke.

Entworfen hat den Campus das Büro des dänischen Spitzenarchitekten Bjarke Ingels. Ganz im Zeichen des Zeitgeistes setzten die Planer auf eine möglichst nachhaltige Konstruktion. Ziel von Google ist es, auf dem Areal bis 2030 ganz auf fossile Energie zu verzichten. Das Dach mit seinen 50 000 Solarzellen beispielsweise soll das möglich machen. «Für Hochhäuser stellt es eine echte Herausforderung dar, CO<sub>2</sub> und Wasser einzusparen. Die liegende Typologie ermöglicht uns, die Kraft der Sonne, der Erde und des Wassers viel effektiver zu nutzen», schwärmt Leon Rost von der Bjarke-Ingels-Group im Magazin *Architectural Digest*.

Der Zeltstadt-ähnliche Bay-View-Komplex ist für 4000 Mitarbeiter gedacht. Diese sollen sich wie auf einem offenen Gelände fühlen, heisst es. Bei Google glaubt man nicht, dass die Leute wieder im selben Mass ins Büro

zurückkehren sollen wie vor der Covid-Krise – ein Gedanke, den man in die Bauplanung mit einbezogen hat. Die Tische sind mobil, damit sich «jedes Team einen perfekten Arbeitsplatz zusammenstellen kann», sagte Michelle Kaufmann von Google im deutschen *Handelsblatt*. Und: «Beliebte Eckbüros wird es nicht geben. Bei uns hat jeder Arbeitsplatz eine gute Aussicht.» Im Moment gilt bei Google weitgehend eine Präsenzpflcht von drei Tagen pro Woche.

### Man kann hier auch wohnen

Handkehrum müsste man den Campus eigentlich gar nicht mehr verlassen. Im aus europäischer Sicht manchmal etwas seltsam anmutenden Grossunternehmensgeist des Silicon Valley befinden sich hier mehrere Restaurants, Fitnessstudios im Freien, aber auch unter der Erde, und ein Wellnesscenter. Zudem errichtete der Konzern auf dem Areal eine hotel-ähnliche Einrichtung mit 240 Wohnungen.

Im oberen Stock des Bay-View-Baus befinden sich dann übrigens doch noch einige geschlossene Büros. Zwischendurch hat man offenbar auch bei Google das Bedürfnis, die Türe hinter sich zuzumachen.

# Bernard Thurnheer

Es gibt wohl niemanden, der ihn am Fernsehen oder am Radio nicht irgendwie vermisst. Heute schreibt der 72-jährige Bücher, reist – und gibt ein TV-Comeback.

**Weltwoche:** Herr Thurnheer, wie geht es Ihnen?

**Bernard Thurnheer:** Danke, gut, abgesehen von den kleinen Seitenhieben des Alters.

**Weltwoche:** Waren Sie lieber Showmaster oder Sportreporter?

**Thurnheer:** Fussball-Live-Kommentator war schon das Nonplusultra.

**Weltwoche:** Welche Ihrer Sendungen vermissen Sie am meisten?

**Thurnheer:** Eigentlich keine. Alles zu seiner Zeit. Und ein «Benissimo» darf ich ja jetzt nochmals machen.

**Weltwoche:** Welches war Ihre grösste Panne?

**Thurnheer:** Als ich bei einer Skiabfahrt Marie-Theres Nadig als Siegerin feierte, obwohl sie das letzte Tor ausgelassen hatte.

**Weltwoche:** Und Ihr grösster Glücksmoment?

**Thurnheer:** Als ich zum ersten Mal Vater wurde. Beruflich: das erste «Benissimo». Auch eine Art Geburt.

**Weltwoche:** Was würden Sie mit einer Million Franken machen?

**Thurnheer:** Auf die hohe Kante legen und bei den Ausgaben noch etwas weniger darauf achten, was alles so kostet.

**Weltwoche:** Was schauen Sie am Fernsehen, und welches Radio hören Sie?

**Thurnheer:** Ich bin ein TV-Gelegenheits-

*«Ich gehe häufig mit Freunden essen statt nur mit ihnen zu chatten, whatsappen und instagrammen.»*

Zapper. SRF 1 bin ich treu geblieben, seit ich da selber nicht mehr moderiere.

**Weltwoche:** Was läuft gut bei SRF, was nicht?

**Thurnheer:** Ich glaube, ausser den Finanzen läuft alles so weit gut . . .

**Weltwoche:** Haben Sie all Ihre wertvollen schriftlichen Sportstatistiken noch?

**Thurnheer:** Nicht mehr viele. Sie veralten schnell, und unterdessen gibt es ja jetzt alles im Internet.

**Weltwoche:** Wie und wann haben Sie eigentlich den legendären TV-Regisseur Max Sieber kennengelernt?

**Thurnheer:** Als wir auserkoren wurden, mit zwei weiteren Leuten eine Samstagabend-Show zu erfinden. Daraus wurde zwei Jahre später «Benissimo».

**Weltwoche:** Mit ihm machen Sie am 8. Oktober nun noch einmal ein «Benissimo». Warum? Bleibt es bei diesem einen Comeback?

**Thurnheer:** Weil mich das Schweizer Fernsehen angefragt hat und ich es gerne mache. Ich denke, es wird dabei bleiben.

**Weltwoche:** Wie geht es Ihrer Familie?

**Thurnheer:** Gut. Meine Frau hat mit unseren vier Enkelkindern alle Hände voll zu tun!

**Weltwoche:** «Ihr» FC Winterthur steigt in die oberste Liga auf. Waren Sie beim entscheidenden Spiel dabei?

**Thurnheer:** Ich hatte ein Saison-Abo, habe das Aufstiegsdrama ein ganzes Jahr lang verfolgt und kein einziges Heimspiel verpasst.

**Weltwoche:** Wie hätten Sie beim Schlusspfiff dieses Spiel kommentiert?

**Thurnheer:** Es kam ja gar nicht mehr auf den FCW an, sondern auf den FC Vaduz in Aarau. Da schreit man dann beim Schlusspfiff wohl: «Jaaa!»

**Weltwoche:** Was machen Sie heute? Was sind Ihre Hobbys?

**Thurnheer:** Ich schreibe Bücher, reise, fahre Mountainbike und gehe häufig mit Freunden essen statt nur mit ihnen zu chatten, whatsappen und instagrammen.

**Weltwoche:** Wie erklären Sie sich selber Ihren Erfolg?

**Thurnheer:** Ich hatte das Glück, mit den richtigen Eigenschaften zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort zu sein. Man nennt dies auch «glücklicher Zufall»!

**Weltwoche:** Zum Schluss haben Sie noch einen Wunsch offen . . .

**Thurnheer:** Noch lange gesund und fit bleiben wäre schon das Grösste!

*André Häfliger*



«Glücklicher Zufall»: Moderator Thurnheer, 1991 und heute.

Der berühmte Winterthurer Bernard «Beni» Thurnheer, Jahrgang 1949, kam mit 24 zum Schweizer Radio. Wenig später war der Jurist auch fürs Fernsehen tätig. Als Sportmoderator wurde er zum Liebling der Schweiz, zu «Beni national». Er ist Vater von zwei Söhnen.



## Brasserie als Festplatz

Brasserie Georges, 30 cours de Verdun,  
69002 Lyon, Tel. +33 4 72 56 54 54

Eine der schönsten Brasserien Frankreichs findet sich in Lyon. Eine grosszügige Halle mit unendlichen Reihen von sorgsam weissgedeckten Tischen und einer Ausstattung und Deckenmalerei im Art-déco-Stil. Seit langem wollten wir da einmal hin, und nun wollte es der Zufall, dass wir in Lyon Station machten und Zeit fanden, herauszufinden, ob die Gastronomie hält, was die Architektur verspricht. Leider ist die Lage der Brasserie neben dem Bahnhof wohl verkehrstechnisch gut, aber in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat man den schönen Bau ziemlich brutal durch ein hässliches Parkhaus und eine darin eingebaute Tramschleife vom Stadtzentrum abgeschnitten.



Trotzdem war die «Brasserie Georges» – in der noch heute das gleichnamige Bier gebraut wird – zum Bersten voll. Am Samstagabend scheinen viele Einwohner der Stadt hier einzukehren, und bald einmal wurde uns auch klar, aus welchem Anlass. Kaum hatten wir Platz genommen, spielte die Kapelle ein erstes Mal «Happy Birthday», und irgendwo trug ein Kellner einen wunderkerzengekrönten Kuchen zum Tisch. Ein Schauspiel, das sich unzählige Male wiederholen sollte.

Nicht schlecht war die Assiette de charcuterie von der renommierten Metzgerei Bobosse, mit der die Brasserie zusammenarbeitet: «Jésus» und «Rosette» sind Lyoner Spezialitäten, und dazu gesellten sich noch ein Stück Jambon persillé sowie knusprige Brötchen und Cornichons in einem Tongefäss. Tuna Tataki allerdings war eine Fehlbestellung an diesem Ort, was wir selbst zu verantworten haben. Dass aber ein Stück Fisch von einem *lieu* wenig Spass machte, lag eindeutig am Haus. Und auch die Choucroute royale war nicht überwältigend. Das haben wir im Elsass und in Paris schon weit besser serviert bekommen. Ein Spektakel, das man sich als Dessert nicht entgehen lassen darf, ist die berühmte Omelette norvégienne flambée. Sie wird am Tisch – für mindestens zwei Personen – flambiert, es könnten aber gut auch vier Personen davon satt werden. Sie steht denn auch im Zentrum der vielen Geburtstagsrunden.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Grosser Merlot aus dem Chianti Classico

Ricasoli: Casalferro 2018. 14,5%.  
Arvi SA, Melano. Fr. 53.85. [www.arvi.ch](http://www.arvi.ch)

Wein ist, wir wissen es, eine Projektionsfläche für so viele Wünsche, Visionen, Glückserwartungen, dass ob dem, was er bedeutet, manchmal kaum mehr wahrgenommen wird, was er ist: ein Getränk aus vergorenem Rebensaft; eine Materie des täglichen Gebrauchs, zumindest in Ländern, in denen er Teil einer alltäglichen Tischkultur ist.

In meiner Familie war das nicht der Fall, wiewohl meine Eltern viele Jahre in Italien gelebt hatten und sich in anderen Belangen zuweilen eine sentimentale Italien-nostalgie erlaubten. Nicht beim Wein. Den umgab eine Aura des Besonderen, er wurde allenfalls an Sonn- und Feiertagen spitzmündig eher genippt als getrunken.

Er stand für ein vornehmeres Leben, das sich zumal meine Mutter insgeheim erträumte. Er stammte aus dem Thurgau, dieser Sonntagswein, aber immerhin von einem Schlossgut, dem Bachtobel bei Weinfeld. Die Weine vom Ottenberg



liebe ich dennoch bis heute. Nicht nur, aber auch deshalb.

Den italienischen Öno-Hochadel entdeckte ich viel später, die Supertuscans der Adelsfamilien Antinori und Frescobaldi, den Sassicaia des Marchese Incisa della Rocchetta oder den San Leonardo von Carlo Guerrieri Gonzaga. Da glaubte ich längst trennen zu können zwischen der Nobilität dieser Herrschaften und derjenigen ihrer Weine. Obwohl mich die auffällige Häufung von Adelsfamilien im Weingeschäft immer mal wieder an das berühmte Zitat von Talleyrand-Périgord denken lässt: «Wer das Ancien Régime nicht kannte, wird niemals wissen können, wie süss das Leben war.»

Die Geschichte des Castello di Brolio und ihrer Besitzer, der Familie Ricasoli, reicht

weiter zurück, bis in die Tiefen des Hochmittelalters. Heute ist Francesco Ricasoli der Herr über die 240 Hektar Weinberge. Ricasoli steht für klassischen Chianti, also für die Kultur des Sangiovese, und Baron Francesco verfolgt seit mehreren Jahren dezidiert eine Terroir-Politik, aufgrund ausgedehnter Bodenanalysen der neunzehn verschiedenen Rebberge in und um Gaiole.

Auf dreien davon (Vigna Sodacci, Vigna Pecchierino, Vigna Casalferro) stehen die Reben, aus denen (separat vinifiziert) nun der Wein komponiert ist, der unter dem Namen des letzteren eine Exklusivität im Sangiovese-Reich Ricasolis vorstellt: Casalferro, ein Merlot *in purezza*.

Er ist ein sehr harmonischer, die Bodencharakteristik der drei Weinberge subtil ausspielender, eleganter, frischer, substanzieller Supertoskaner, blumig und dunkelfruchtig in der Aromatik (Pflaumen, schwarze Kirschen), würzig, auch mit tiefgründigeren Nuancen (Tabak, Oliven, moosiger Waldboden). Eine tolle Lagen-Cuvée. Und eine Rarität. 9000 Flaschen insgesamt (was seinen Preis hat).

# In alle Himmelsrichtungen

Mit dem neuen Astra zeigt Opel die besondere Anziehungskraft attraktiver Kompaktwagen.



Es gibt ihn seit 86 Jahren und zwölf Generationen von Fahrzeugen. Einst als Kadett gestartet und heute als Astra gut bekannt, ist der Kompaktwagen von Opel eine Ikone der individuellen Mobilität, die für fast jeden zugänglich ist. Kürzlich konnte ich zum ersten Mal den neuen Astra in und um Zürich fahren und feststellen, das gutgemachte kleine Autos wie dieses eine besondere Anziehungskraft haben.

«The new Blitz», sagen sie bei Opel über den Astra, der vollständig in der Konzernzentrale in Rüsselsheim entworfen und produziert wurde. Das entschlackte schnörkellose Design sorgt für ein reduziertes, ästhetisches Erscheinungsbild mit einer angenehmen Klarheit und attraktiven Details wie den Front- und Heckleuchten, welche das Blitz-Symbol in der Lichtsignatur aufnehmen. Von vorne erinnert der Astra an einen Kompass mit dem Opel-Logo im Zentrum und den durch die Sicke in der Motorhaube und die Scheinwerfer angedeuteten Himmelsrichtungen, was irgendwie eine schöne Idee ist: das Auto, das einen überall hinbringt.

Dem Opel Astra liegt gewissermassen eine demokratische Idee zugrunde, man bekommt für eine überschaubare Menge an Geld sehr viel Automobiltechnik geboten, wie etwa ein volldigitales Cockpit mit zwei nebeneinanderliegenden und präzise integrierten Zehn-Zoll-Bildschirmen, Sitze, die bis zu 16-fach elektrisch verstellt werden können, oder Luftfilter und Aussenluftmessung, was sonst eher in Fahrzeugen der obersten Hubraum- und

Preisklasse zu finden ist. Die Möglichkeiten, die Fahrt mit der Hilfe von Assistenzsystemen entspannter zu gestalten, sind beim Astra ebenfalls umfangreich; Fussgängererkennung, Notbremsassistent, Tempomat mit Spurhalteassistent und teilautomatischem Spurwechsel und eine intelligente Geschwindigkeitsanpassung, die beispielsweise das Tempo reduziert, wenn hinter einer Kurve ein Stau zu erwarten ist, gehören dazu.

Bei einem kompakten, verhältnismässig leichten Auto von weniger als 1700 Kilogramm Gewicht ist ein Plug-in-Hybrid-Konzept durchaus sinnvoll, mein Testwagen mit einem 1,6-Liter-Benzinmotor, einem Elektromotor an der Vorderachse und einer Batterie mit 12,4 kW Kapazität reicht für bis zu 60 elektrische Kilometer und leistet 180 PS. Das ist gewissermassen die Grundlage für eine ebenso unterhaltsame wie angenehme und kostengünstige Art der Fortbewegung, also das, was den Astra grundsätzlich ausmacht. Und wenn man etwas Sinn für schöne Dinge mitbringt, ist der kleine Opel ohnehin eine ausgezeichnete Wahl, weil man ihn jedes Mal wieder gerne anschaut, bevor es losgeht.

#### Opel Astra 1.6 Plug-in-Hybrid

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Turbobenziner/Elektromotor vorne, Frontantrieb, 8-Gang-Automatik; Hubraum: 1598 ccm; Leistung: 180 PS / 133 kW; max. Drehmoment: 360 Nm / 500–2500 U/min; Li-Ionen-Batterie: 12,4 kW; elektr. Reichweite (WLTP): 60 km; Verbrauch (WLTP): 1,0–1,3 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 7,6 sec; Höchstgeschwindigkeit: 225 km/h; Preis: Fr. 39 370.–



## OBJEKT DER WOCHE

### «Nespresso» für Cocktails

Bev von Black & Decker  
Erhältlich für 300 Dollar

Eigentlich verkauft Black & Decker zuverlässige Maschinen für nüchterne Heimwerker – mit dem neusten Gerät des amerikanischen Unternehmens hat man aber ebenso verlässlich ganz schnell einen sitzen. Der Apparat heisst «Bev», was als Abkürzung für «beverage», also Getränk, steht. Und funktioniert so: Man schliesst fünf Flaschen Hochprozentiges, zum Beispiel Tequila, Whiskey, Gin, Rum oder Wodka, an, setzt in die dafür vorgesehene Öffnung eine Kapsel mit der gewünschten Geschmacksnote ein, drückt die Mix-Taste – und schon ergiesst sich der Wunsch-Drink ins Glas. Diese Nespresso-Maschine für Cocktails bereitet also im Handumdrehen einen Old Fashion oder einen Whiskey sour zu. Die Drinks schmecken vielleicht nicht ganz so raffiniert wie die von Hand ins Glas gezauberten an der «Kronenhalle»-Bar, aber trotzdem ganz ordentlich.

Für einmal kommt ein brandneues Gerät ohne Hightech aus. Der Bev muss nicht über eine App oder sonstige intelligente Elektronik bedient werden, sondern lässt sich ganz einfach und bodenständig bedienen. Je nach Stärke des Drinks muss man einfach aufpassen, dass man nicht gleich den Boden unter den Füßen verliert. Zur Reinigung des Black-&-Decker-Mixers reicht es übrigens, wenn man eine Flasche Wasser anschliesst. Derzeit ist das Gerät erst in den USA erhältlich, soll aber bald auch international auf den Markt kommen.

Benjamin Bögli



**D. Koester** («Le Grand Bellevue», Gstaad),  
**A. Magnus** («Kempinski Palace», Engelberg).



**Motiviert:** Schweiz-Tourismus-Chef  
Martin Nydegger.



**Mittendrin:** Verlegerin Annette Weber,  
Hotelier und Künstler Heinz Julen.



**Aufsteiger:** Simona und Luzi Seiler vom  
«Parkhotel Margna», Sils-Baselgia.



**Persönlichkeiten:** Andreas Züllig, Präsident Hotelleriesuisse, Ariane Ehrat, Tourismus-Managerin,  
Karl Wild, Autor, Jürg Schmid, Mitinhaber Marketingagentur Schmid, Pelli & Partner.

## BEI DEN LEUTEN

# Ehre, wem Ehre gebührt

Eindrücklich: Die Besten der Schweizer Hotelszene wurden im Zürcher «The Dolder Grand» ausgezeichnet.

*André Häfliger*

Präsentiert wurde **Karl Wilds** neue, im Weber-Verlag erschienene Ausgabe der Gastrobibel «Die 100 besten Hotels der Schweiz». Zuerst ein spannendes Podium, unter anderem mit Tourismus-Managerin und Ex-Skistar **Ariane Ehrat** (WM-Abfahrts-Silber 1983) und Schweiz-Tourismus-Direktor **Martin Nydegger**. Dann die grosse Freude bei allen Geehrten. In den Hauptkategorien wurde das Gstaader «Le Grand Bellevue» von Direktor **Daniel Koester** zum Hotel des Jahres erkoren. «Es ist das Hotel der Märchenprinzen», sagt Autor Wild. Und zum Hotelier des Jahres **Giuseppe Rossi** («Splendide Royal», Lugano): «Wie er sein Haus durch die Pandemie geführt hat, ist schlichtweg genial!»

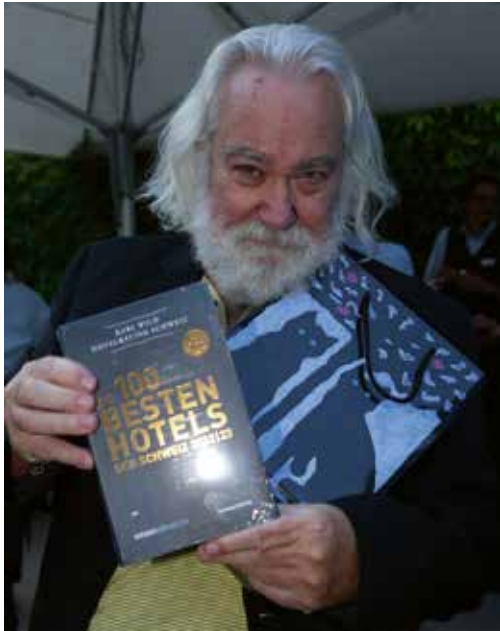
Koch des Jahres ist **Sven Wassmer**. Er und seine Frau **Amanda Wassmer-Bulgin** (Weinchefin) sind das Dream-Team im herrlichen «Grand Resort Bad Ragaz». Sven Wassmer: «Diese Auszeichnung ist eine grosse Freude und Ehre – herzlichen Dank!» Concierge des Jahres ist **Alexander Piderit** («Grand Hotel Kronenhof», Pontresina). Er sagt: «Das Schöns-

te an meinem Beruf ist es, Gästen in jeder Situation behilflich zu sein.» Aus dem «Kempinski Palace», Engelberg, kommt **Andreas Magnus**, Newcomer des Jahres.

### «Ein Glücksfall»

Als Aufsteiger des Jahres grüssen **Simona** und **Luzi Seiler** («Parkhotel Margna», Sils-Baselgia) mit Starhotelier **Fritz Erni** vom Luzerner «Montana» im Verwaltungsrat. «Simona und Luzi sind ein Glücksfall fürs wieder aufgestandene «Margna», attestiert Wild. Zuerst das «Les Trois Rois», dann zum «Mövenpick»-Hotel in Basel: **Reto Kocher** hat das Comeback des Jahres geschafft. Mit minutenlangem Applaus wurde **Marco Torriani** (zuletzt «Mandarin Oriental», Genf) bedacht. Der Sohn des unvergesslichen Eishockey-Stars **Bibi Torriani** erhielt den «Lifetime Award». Erster Gratulant war der frühere Fifa-Mann **Guido Tognoni**: «Marco und ich spielten mal zusammen beim HC Davos.» Torriani führte als Präsident des Hockeyklubs Genève-Servette den berühmten lebendigen Glücksadler ein. Chapeau!





*Für einmal im «Dolder»:* Helmi Sigg, Entertainer und Schriftsteller in einem.



*Mit viel Elan:* Esther und Peter Egli («Suvretta House», St. Moritz).



*Bündner unter sich:* Marco Torriani, Ex-Fifa-Manager Guido Tognoni.



*Aus dem Tessin:* Daniel Schälli («Villa Orselina», Orselina-Locarno).



*Auszeichnung:* Raphael Herzog («Vitznauerhof»), Markus Granelli («The Dolder Grand»).



*Grund zur Freude:* Simon V. und Gabriela Jenny («Castello del Sole», Ascona), Spitzenkoch Sven Wassmer, Marco Zanolari (beide «Grand Resort Bad Ragaz»).



*Gerngesehene Gäste in Zürich:* Jenny und Heinz E. Hunkeler vom «Kulm», St. Moritz.

# Tyranei der Intimität

Mit dem aufstrebenden Bürgertum wurde in der westlichen Gesellschaft zwischen Privatem und Öffentlichem unterschieden. Im öffentlichen Raum hielt der *Citoyen* das Private zurück, was man dann gemeinhin «Zivilisiertheit» nannte. Im antiken Griechenland gab es übrigens für Menschen, die sich nicht am politischen Leben beteiligten, sondern nur ihr Privates pflegten, eine Bezeichnung: Idioten. Der Philosoph Robert Pfaller bemerkt, dass Menschen ins Privatfernsehen eingeladen werden, um eben nicht als *Citoyens* Fragen von gesellschaftlichem Interesse zu erörtern, sondern um ihre



Dieser Knopf auf dem Smartphone hebt den Unterschied zwischen Privatem und Öffentlichem auf.

Privatmarotten vorzuführen – sich zu Idioten zu machen. Das verbreitete Telefonieren mit Lautsprecher in öffentlichen Verkehrsmitteln in der Haltung, als würde man gerade ein Konfitürebrot essen, ist in dieser Diktion nicht nur unzivilisiert, sondern auch deshalb idiotisch, weil es gegenüber dem konventionellen Telefonieren dem Nutzer nicht mal ergonomische oder akustische Vorteile bringt, sondern alle auf die Palme bringt.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

## FRAGEN SIE DANIA/ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

*Liebe Dania, was vermissen Frauen Ihrer Erfahrung nach beim Sex am meisten?*

R. V., Rüsclikon

Eine gute Frage. Ich betone ja immer, dass es «die Frau» und «den Mann» nicht gibt, aber auf diese Frage habe ich eine Antwort, die für sehr viele Frauen gilt, weil es eigentlich genau um dieses Thema geht.

Was aus meiner Erfahrung den Frauen am meisten fehlt, ist, dass man sich wirklich für ihre spezifische Sexualität interessiert: Nähe, Intimität, Zärtlichkeit und Erregung. Viele Frauen haben leider nicht die Erfahrung machen dürfen, dass sie ihre Sexualität lustvoll kennenlernen können. Sie haben häufig erlebt, dass ihr Partner das

Programm vorgegeben hat und der Meinung war, die Dinge besser zu wissen – bei anderen Frauen hat das ja auch funktioniert. Gewisse Männer reagieren sogar beleidigt, wenn ihnen eine Frau sagt, wie sie gerne berührt werden möchten und welche Stellungen sie im Bett mögen.

### Druck, Geschwindigkeit, Reibung

Aber: Jeder Mensch hat seine eigene Sexualität entwickelt, hat seinen Körper anders entdeckt und bringt eine andere Geschichte mit. Wir alle gehen ja nicht in eine Schule, wo uns Sexualität beigebracht wird. Jeder Mensch hat somit auch eigene Vorlieben entwickelt in Bezug auf Druck, Geschwindigkeit, Reibung, Bewegung – bei allen mög-

lichen Sachen halt. Somit gibt es für alle Konstellationen von Menschen eine andere Sexualität. Dass sich nun ein Partner wirklich und echt interessiert und auch nachfragt, wie man es gerne mag und macht, das ist sicher der grösste Wunsch von sehr vielen Frauen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an [danial@weltwoche.ch](mailto:danial@weltwoche.ch)

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Mathieu Jaton

Wie der Chef des Montreux Jazz Festival grosse Namen an den Genfersee holt und intime Musikmomente schafft.

Die Covid-Pandemie hat den Konzertveranstaltern arg zugesetzt. Auch das Montreux Jazz Festival musste das Programm stark anpassen, die Musik ging aber nie ganz aus. Im Jahr 2020 fand das Festival virtuell als Best-of-Veranstaltung statt, 2021 mit Live-Musik für 500 Personen. «Wir wollten im letzten Jahr unbedingt für die Künstler und Zuschauer etwas Kleines und Feines auf die Beine stellen», sagt Mathieu Jaton, CEO des Montreux Jazz Festival, bei einem Mittagessen im Restaurant «Osso» in Zürich. «Dieses Konzept ist voll aufgegangen, die Qualität war sehr hoch, das Publikum begeistert.»

## «Im Sinn und Geist von Claude Nobs»

Lange war es unklar, wie die Lage in diesem Jahr aussehen würde, nun gibt es aber keine Corona-bedingten Einschränkungen mehr. Trotzdem will Mathieu Jaton, der 2013 nach dem überraschenden Tod von Festival-Gründer Claude Nobs die strategische Leitung übernahm, nicht einfach wie vorher weitermachen. «Die Musikbranche ist im Wandel», erklärt der 47-jährige Waadtländer, während er das Pasta-Menü mit Casarecce an Kichererbsen, Rosmarin und geräuchertem Ricotta isst. Das Publikum erwarte heutzutage nicht mehr einfach einen bekannten Namen und eine schöne Location, sondern verlange auch nach Erlebnissen. «Diese Gänsehaut-Momente wollen wir schaffen, indem wir uns verstärkt auf unsere DNA zurückbesinnen und den Spirit des Montreux Jazz Festival aufleben lassen – modern interpretiert.»

Natürlich treten an den Gestaden des Genfersees vom 1. bis 16. Juli im Auditorium Stravinski und im Montreux Jazz Lab (ehemals Miles Davis Hall) grosse Namen auf wie: A-ha, Nick Cave, Björk, John Legend oder Diana Ross, die gar erstmals nach Montreux kommt. Neu werde aber im Lake House, das sonst für Kongresse genutzt wird, ein ganz besonderer Ort geschaffen: mit Kino, Bibliothek, Galerie, Workshops und Jazzklub. «Wir möchten dort den Talenten der Jazzmusik eine Plattform geben und sie vor 300 Leuten spielen lassen», erklärt Mathieu Jaton das Projekt. Auf diese Weise sollen ganz intime



«Spirit des Montreux Jazz Festival»: Geschäftsführer Jaton.

Momente mit den Künstlern entstehen, wie man sie sonst nirgends erleben könne. «Ich denke, diese Idee ist auch im Sinn und Geist von Claude Nobs.» Dieser habe ein unglaublich gutes Verhältnis zu den Musikern gehabt, weshalb sie stets zum Festival gehalten hätten.

«Mit der neuen Generation haben wir nun das Gleiche geschafft», führt Jaton beim Espresso aus. «Bei uns steht nicht das Geld im Vordergrund, sondern die Leidenschaft.» Es kämen sogar Musiker nach Montreux, obwohl sie gar nicht auftreten, einfach, um die Atmosphäre zu geniessen. «Ein grösseres Kompliment

gibt es wohl nicht», findet Jaton. Dieser Umstand helfe auch bei der Programmierung. Viele Stars, die in Montreux entdeckt wurden, seien heute für ein Engagement zu teuer, kämen aber wegen des menschlichen Faktors trotzdem wieder zurück. Das finde auch bei den jüngeren Zuschauern Anklang. Beim letzten Auftritt von Deep Purple sei die Hälfte der Zuschauer unter dreissig Jahre alt gewesen. «Wenn ich die Besucher nach einem Konzert glücklich sehe, haben wir einen guten Job gemacht», sagt er. Und: «Dafür leben wir.»

Michael Baumann

# Aufstieg eines Tabakhändlers

Wer sind die hoffnungsvollsten Kleinunternehmer der Schweiz? Für Gewerbedirektor Hans-Ulrich Bigler ist der Glarner HSG-Absolvent mit einem Zürcher Laden besonders talentiert.

Florian Schwab

Bei Manuel Fröhlich ist der Name Programm. Seine Gäste schätzen das fröhliche Naturell des Gastgebers im «Manuel's» an der Zürcher Löwenstrasse 12 und seiner grösstenteils lateinamerikanischen Crew. Die Gästeschaft ist so buntgemischt wie ein karibischer Früchtekorb: Logistiker aus dem Zürcher Oberland, *pizzaioli* aus Saint Lucia in der Karibik, Software-Ingenieure, Rohstoffhändler, Sterneköche, Schriftsteller aus Graubünden und Bankdirektoren verkehren hier.

Wir treffen den Firmengründer in der von ihm erschaffenen Welt. Der schlanke Enddreissiger mit kurzem, graumeliertem Haar begrüsst uns gutgelaunt mit Zigarre im Mund und führt uns durch sein Reich. Im Erdgeschoss sind Dutzende Kaffeesorten sowie über 500 unterschiedliche Rums aus aller Herren Länder zum Verkauf ausgestellt. Das Herzstück des Lokals befindet sich im Obergeschoss. In dem gutbestückten, begehbaren Humidor stapeln sich Zigarrenkisten aller wichtigen Provenienzen. Man findet hier eine Auswahl an Raritäten, die ihresgleichen sucht. Angrenzend an den Humidor: das Fumoir, im gepflegt-modern kubanischen Stil.

## Inspiration Thomas Mann

Die biografischen Wurzeln Fröhlichs liessen nicht erahnen, dass er dereinst Zürichs führende Adresse für Liebhaber lateinamerikanischer Genussmittel erschaffen würde. Der Firmengründer wuchs in bildungsbürgerlichen Verhältnissen im Kanton Glarus auf. Seine erste Zigarre rauchte er mit sechzehn Jahren. «Eine Romeo y Julieta Churchill – an den Geschmack erinnere ich mich, als wäre es gestern gewesen.» Dazu inspiriert hatte ihn die Lektüre von Thomas Manns «Zauberberg», wo zu lesen steht: «Ein Tag ohne Tabak, das wäre der Gipfel der Schalheit, ein vollständig öder und reizloser Tag.»

Auf die erste Zigarre folgten unzählige weitere. Heute raucht Manuel Fröhlich täglich im Durchschnitt vier oder fünf. Als es darum ging, seine Abschlussarbeit an der Kantonsschule Glarus zu schreiben, war das Thema rasch gefunden: «Ich entwickelte einen Businessplan für einen Online-Shop für Zigarren.» Es war Anfang der 2000er



«Enorme Kreativität»: Gewerbeverbandpräsident Bigler.

Hans-Ulrich Bigler ist seit 2008 Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbands. Von 2015 bis 2019 sass er für die FDP im Nationalrat. Über Manuel Fröhlich sagt der 64-Jährige: «Er besticht mit unternehmerischem Instinkt, Zielstrebigkeit, Ausdauer, enormer Kreativität und hohem Durchsetzungswillen. Als erfolgreicher Jungunternehmer verbindet er diese Attribute mit Zuvorkommenheit und hoher Aufmerksamkeit seinen Gästen gegenüber. Gerade im Lifestyle-Bereich will sich der Besucher als König fühlen – bei «Manuel's» mehr als nur ein Versprechen. Wer in jungen Jahren erfolgreich ein KMU aufbaut und in der Pandemiekrise zu bestehen weiss, beweist Mut und Weitsicht und wird auch inskünftig von sich hören lassen.»

Jahre, im ersten Aufbäumen des E-Commerce. Umgehend setzte er seinen Plan in die Tat um.

«Es gibt Leute, die tüfteln jahrelang an der perfekten Geschäftsidee, suchen eine geniale Marktlücke. Bei mir war es anders.» Er wollte Unternehmer werden, und der Handel schien eine praktikable Option. Seinen Berufswunsch hatte er sich ebenfalls bei Thomas Mann an-

gelesen. «Die Kultur der Handelsdynastie Buddenbrook faszinierte mich, auch wenn das Buch die Geschichte eines Niedergangs erzählt.» Schon bei der ersten grösseren Bestellung in seinem neuen Online-Shop gewann er eine Kostprobe von den Untiefen des Unternehmerlebens. «Der Kunde hat nie bezahlt.»

## Stattliches Darlehen

Aber dann ging es aufwärts. Am Ende seines Studiums – Betriebswirtschaft in St. Gallen – wies sein Zigarrenladen im Internet einen Umsatz von rund einer Million Franken aus. «Das war zwar ansehnlich, schien aber als berufliche Perspektive nach abgeschlossenem Studium doch etwas dünn.» Fröhlich verfeinerte seine Geschäftsidee. International kam damals gerade die neue Mode auf, kubanische Zigarren längerfristig zu lagern, auf dass sie, wie ein guter Bordeaux, noch besser würden. «Dafür brauchte ich eine Lokalität.» Fröhlich besprach das Vorhaben mit einem Ostschweizer Unternehmer, bei dem er während des Studiums als Werkstudent gearbeitet hatte. Der Mann gewährte ihm ein stattliches Darlehen, um eine Zigarrenhandlung mit angeschlossener Lounge zu eröffnen.

Am 6. Dezember 2014 ging das «Manuel's» auf. Die NZZ bemerkte, Fröhlich stehe für das neue Phänomen von Läden, die den Sprung vom Internet ins Stationäre schafften. Nicht immer war es aber der Selbstläufer, nach dem es heute aussieht. Mit unzähligen Überstunden und Zuversicht verwandelte er sein «Manuel's» in einen Erfolg. «Die HSG geniesst ja den Ruf, neoliberal-kapitalistisch zu sein», sagt Manuel Fröhlich und zieht genussvoll an seiner Zigarre. «Meiner Meinung nach wird an der Uni St. Gallen aber zu viel darüber geredet, wie man wirtschaftlichen Erfolg an verschiedene Anspruchsgruppen verteilt – und zu wenig darüber, wie man überhaupt zuerst Werte schafft.»

Nach Ladenschluss um Mitternacht schwingt sich Manuel Fröhlich auf sein Aprilia-Motorrad und fährt heim in seine Schwamendinger Wohnung. Er trinkt dann ein Bier (ein Aguila aus Kolumbien oder ein Adler aus Glarus) und raucht noch die eine oder andere Zigarre.



«Zuerst Werte schaffen»: Geschäftsmann Fröhlich.

# Nicola Steiner, «Literaturclub»-Moderatorin

Die Journalistin wird am liebsten in der Seele gestreichelt, fürchtet sich vor Wasser und glaubt, dass der Mensch im Grunde seines Herzens böse ist.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Nicola Steiner:** In meinem Fall: die Unsichtbaren im Hintergrund, die den «Literaturclub» erst möglich machen, also Kameraleute, Techniker, Produzent, Regie, Aufnahmeleitung.

**Weltwoche:** Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

**Steiner:** In der Seele.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Steiner:** Dass der Mensch im Grunde seines Herzens böse ist.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Steiner:** Nicht genug.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

**Steiner:** Humor, Intellekt, Empathie.

**Weltwoche:** Wovor fürchten Sie sich?

**Steiner:** Vor Wasser.

**Weltwoche:** Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

**Steiner:** Beim 80. Geburtstag meiner Mutter. «Augenblick, verweile doch, du bist so schön.» – Ein Memento mori.

**Weltwoche:** Mit welcher Figur aus der Geschichte oder der Literatur können Sie sich am meisten identifizieren?

**Steiner:** Die suche ich permanent, deshalb verliert Lesen für mich nie an Reiz.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Steiner:** Lieber möchte ich von einer Wahl positiv überrascht werden. Vorschusslorbeeren welken schnell.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Steiner:** Ja.



«Man weiss ja nie ...»: Literaturexpertin Steiner, 49.

**Weltwoche:** Welche Partei wählen Sie?

**Steiner:** Kommt drauf an.

**Weltwoche:** Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

**Steiner:** Mit sechzehn.

**Weltwoche:** Welche Waffe haben Sie zu Hause?

**Steiner:** Einen Dolch aus dem Ersten Weltkrieg. Erbstück. Man weiss ja nie ...

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie am meisten?

**Steiner:** Von Ruhe und Gelassenheit.

**Weltwoche:** Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

**Steiner:** Meine Schlupflider.

**Weltwoche:** Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

**Steiner:** Warum keine Frau? Ich würde Angela Merkel wählen.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Steiner:** Nö.

**Weltwoche:** Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

**Steiner:** Erwachsen bist du dann, wenn du etwas machst, obwohl deine Mutter dir das geraten hat.

**Weltwoche:** Würden Sie Ihrem Partner einen Seitensprung verzeihen?

**Steiner:** Kommt drauf an.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

**Steiner:** Gute Frage. Aus Bequemlichkeit vermutlich.

**Weltwoche:** Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

**Steiner:** Wenn mich heute jemand «Nici» ruft, zucke ich zusammen. Nico wäre o.k.

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Steiner:** Freie Sicht aufs Mittelmeer.

**Weltwoche:** Wann lügen Sie?

**Steiner:** Wenn man mich fragt, wie's mir geht.

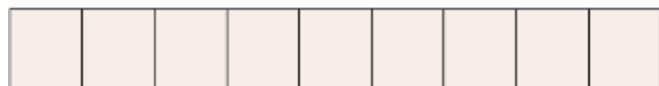
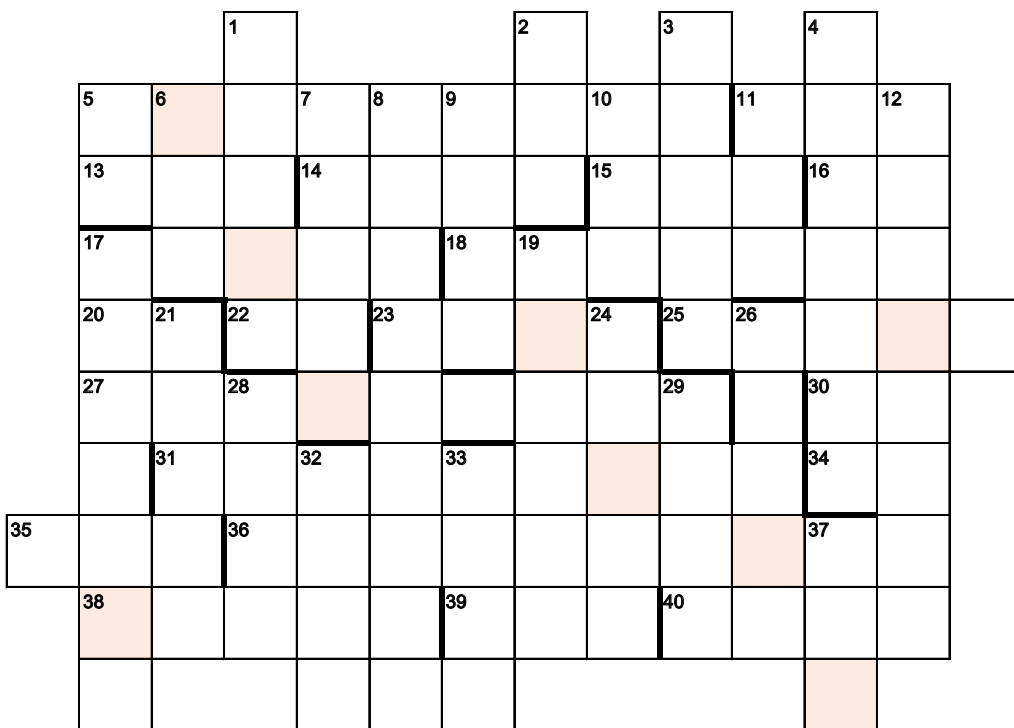
**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

**Steiner:** Meine Mutter.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Steiner:** Um es mit dem bulgarischen Schriftsteller Georgi Gospodinow zu sagen: «Das Glück ist, abgesehen davon, dass es unmöglich ist, auch unerträglich.»

Der nächste «Literaturclub» wird am 5. Juli um 22.20 Uhr auf SRF 1 ausgestrahlt. Nicola Steiner diskutiert mit Laura de Weck, Thomas Strässle und Gast Lukas Bärfuss.



**Lösungswort** — berstende Armatur?

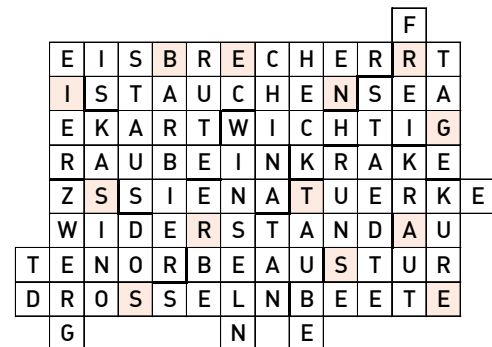
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 5 steht im Heimtierausweis mancher Rassehunde 11 komprimiertes Tagged Image File 13 steht einem zweiten ebensolchen gegenüber 14 halbes Material 15 wie eine Langhalslaute ausklingt 16 ist in Paris, was der dortige Fluss für uns ist 17 siliziumfrei? 18 fährt gerne in Glieder und Knochen 20 einstiger Jamaikamusik-Namensvetter 22 in Nordostafrika sowohl Autozeichen als auch Internet-Domain, aber nicht im selben Land 23 wirkt recht hölzern 25 was ein Goldhase ist, wenn er nicht aus der Lindt-Fabrik kommt 27 nicht läufig? 30 dieses o. k. finden sogar Sprachpuristen o. k. 31 sehr kleine Lautstärkepegel-Einheit? 34 mit Abrennen ein Spektakel, mit Eicheln einfach laut 35 gehört zum Dreckigen Dutzend 36 Zeug für die Glättpresse? 38 schadenfreudig daherkommende Eisen-Porphyrin-Verbindungen 39 in Cafeterias genauso wie in Papeterien zu finden 40 feuchtes Ende von Modeschauen

**Senkrecht** — 1 ein uno und drei zeri 2 Beginn von Waldarbeiten 3 dem Namen nach steinernes Weibsbild 4 ein Zwieback, aber ebenfalls meist bloss dem Namen nach 5 platzsparendes Service Pack 6 dann nach der Überquerung des Gotthards 7 russischer Revolutionär ohne künstliche Intelligenz 8 leuchten in verkürzten Räumen? 9 nicht jeder hat eine gute, sie ist aber stets hervorragend 10 wer sich so äussert, ist vielleicht nicht besonders klug, aber landwirtschaftlich produktiv 11 fachsprachlich ausgedrückt, eine in H<sub>2</sub>O gelöste Droge 12 so sieht Karen oft nach Umräumarbeiten aus 17 z. B. für Ärzte einige Stunden, für Geologen ein sehr viel längerer Zeitraum 19 Bodenbelag, dort wo er so viel wie Auto-Haustier bedeutet 21 tierischer Königssohn 24 liegt am Hals vorne und am Knie hinten 26 Augen in präziser Reihenfolge 28 Zeit in andern Zeitzonen 29 Teil der USA und Teil von Biowaffen 32 hat keine Haare auf, aber oft welche zwischen den Zähnen 33 Unhold im Indogermanischen 37 kommt sowohl in Lappland als auch in Florenz oder Würenlos vor

© Daniela Feurer – RätselFactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 771**



**Waagrecht** — 2 EISBRECHER 11 (A)RT 13 STAUCHEN (S-tauchen) 14 SEA (engl. f. Meer) 15 EKART (E-Kart) 17 WICHTIG (Wicht-IG) 18 RAUBEIN (Raub ein) 19 KRAKE 22 ZS 23 FantaSIENAmEn 25 TUER(KE) 27 WIDERSTAND (Anagramm) 30 AU (Kürzel f. Gold) 31 AKTENORdnern 32 BEAU 33 STUR 34 DROSSELN 35 BEETE

**Senkrecht** — 1 FREI 2 EIER 3 (R)ISs 4 STAUS 5 BARBIER 6 RUTE 7 EC (Eurocity) 8 CHI-NA (Reich der Mitte) 9 HECK 10 EN (Vallader f. Inn) 12 CourTAGE 14 STAEDTE 16 KASINO 17 WINSELN (W-Inseln) 20 RUNSE (Anagramm) 21 KRAUT 22 ZWERG 24 (W)ERBEagenturen 25 TAUBE 26 KURE 28 DOS (span. f. zwei) 29 TAN (Tangens; engl. f. (Sonnen-)Bräune) 31 TD

**Lösungswort** — **BERINGSTRASSE**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

# RADO

SWITZERLAND

RADO.COM

MASTER OF MATERIALS



CAPTAIN COOK HIGH-TECH CERAMIC DIVER

*Feel it!*